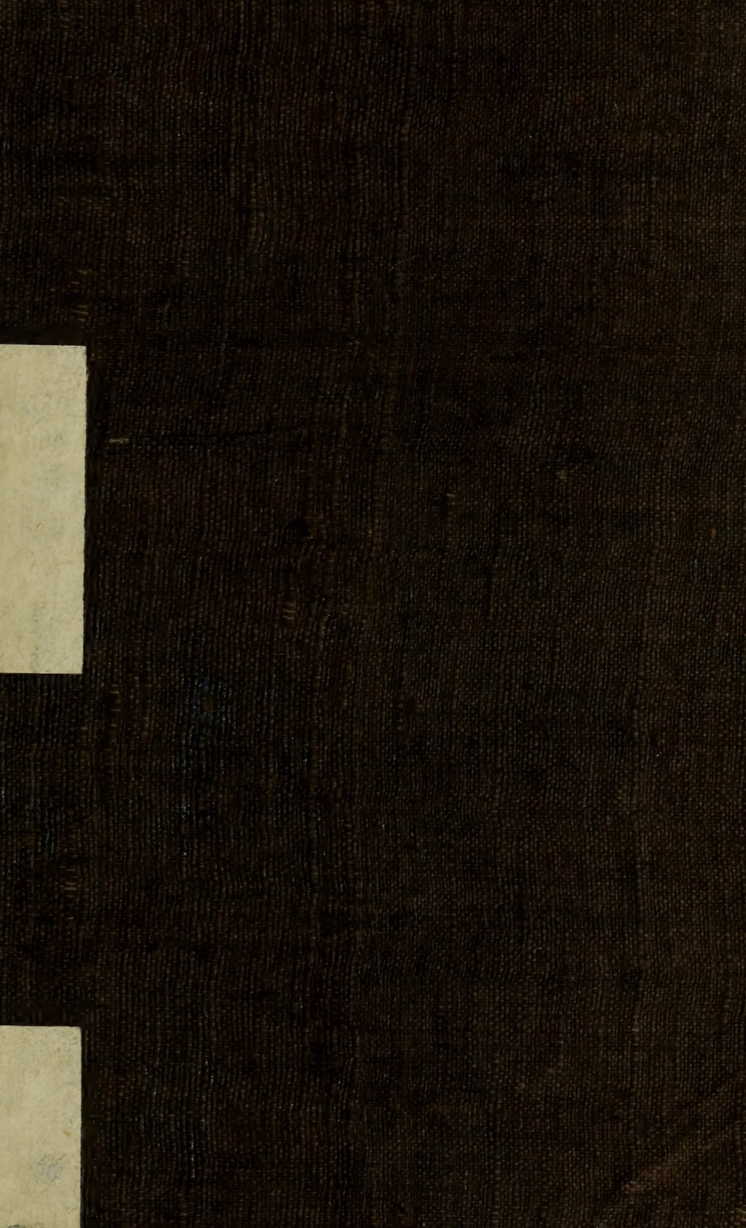
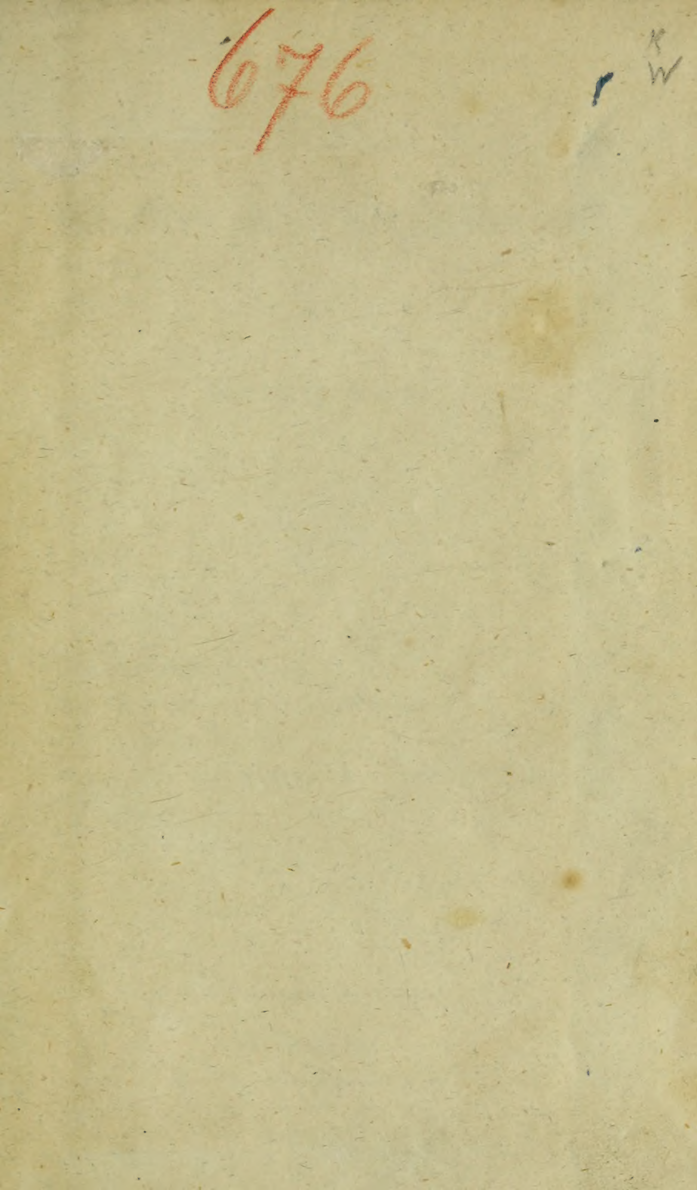
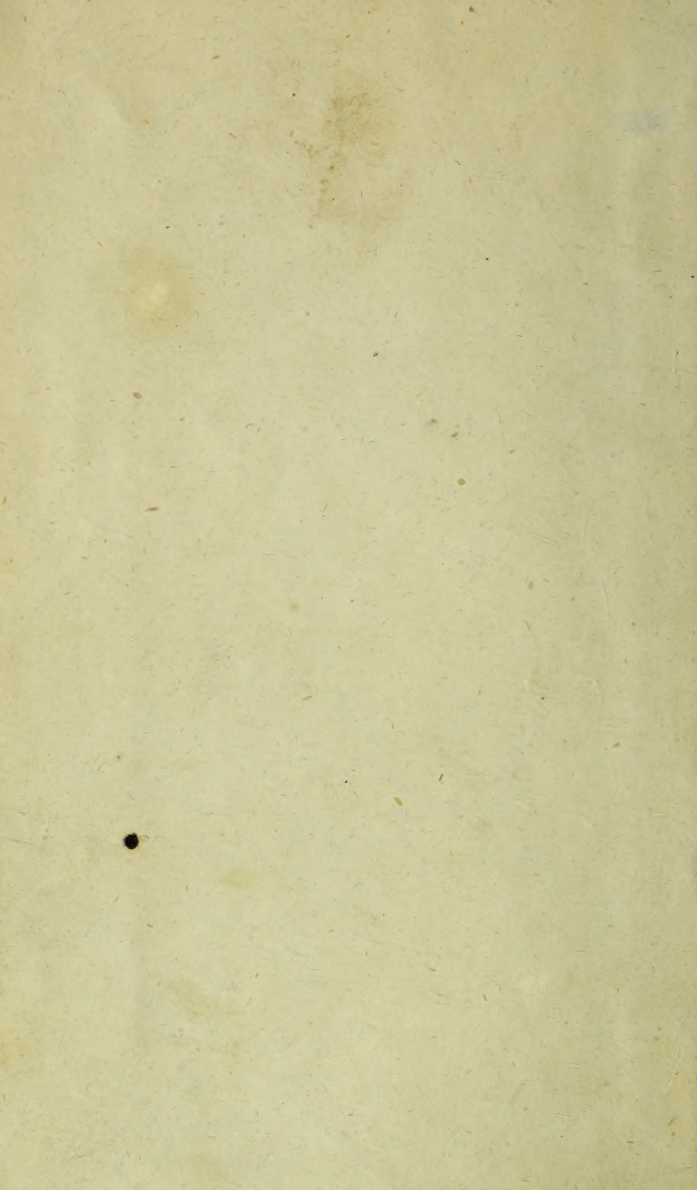








Neue

Novellen und Erzählungen

von

Georg Lotz.

Erster Band.

Der geheimnißvolle Page.
Die Spanierin zur Zeit der Guerillas.
Gretry und die Seinigen.
Geniestreiche des Magiers Don Philippe Villiani zu Neapel.

Hamburg,
Bei G. W. Niemeyer.

1843.

Der geheimnißvolle Page.

Historische Erzählung.

In der Vertiefung eines hohen gothischen Fensters in ihrem Lieblingsgemache, stand Maria, die erste Frau, die Englands Krone trug. Ueber ihr und rund um sie her erhoben sich die Thürme von Windsor Castle, und unter ihr, so weit das Auge reichte, dehnte sich der königliche Park aus, welcher in seinem ganzen Sommerreichthum prangte. Hier und da gewahrte man unter den dichtbelaubten Bäumen Gruppen von stattlichen Hirschen und Rehen, welche sich aus ihren liegenden Stellungen aufrichteten, so als horchten sie dem Rauschen der Blätter. Es war in der That eine friedliche, herrliche Scene, ein reines Herz würde sich daran gelabt und sich dieser entzückenden Dämmerstunde gefreuet haben. Maria aber, welche diese Landschaft als einen köstlichen Theil ihres weiten Königreichs betrachten konnte, stand unmuthig und unruhig da, den finsteren Blick gerichtet auf eine Allee von riesigen Eichen,

gleichsam als suche sie dort einen erwarteten Gegenstand zu erspähen.

Ihre schmale Stirn war gerunzelt, ihre dünnen Lippen wären fest zusammen gepreßt, ihr kaltes strenges Antlitz trug den Stempel überdachter Bosheit. Ihre kleinen grauen Augen blitzten zornig, während ihre zusammengezogenen überschattenden Augenbrauen die finstere böse Gemüthsart eines verdorbenen Herzens verkündeten, das zur Eifersucht aufgeregt war, hinsichtlich ihres Spanischen Gemahls, der zu gleicher Zeit der Gegenstand ihrer kindischen Zärtlichkeit und des Hasses ihres Vaterlandes war.

Länger als eine Stunde schon hatte sie so hinab geschaut auf den Park, wobei ihr Gesicht nur böse Gedanken beurkundete. Das durch die hohen, bemalten Fensterscheiben hereinfallende gelbliche Licht gab ihrer ganzen Gestalt einen widrigen Ausdruck, so daß sie in dem Glanze ihrer Juwelen, aus dem die untersinkende Sonne widerstrahlte, mehr einer bösen Zauberin, als der Beherrscherin eines großen Reiches oder der Frau glich, die den Gatten erwartet.

Das Licht starb immer mehr dahin zwischen den königlichen Wappen, die über dem Fenster prangten und beleuchtete nur noch bleich die bunten Scheiben,

als Maria's spähender Blick endlich eine hohe, schlanke Gestalt gewahrte, die ein befedertes spanisches Barett trug, in einen weiten dunklen Mantel gehüllt war, und sich eilig den dunklen Eichengang herauf bewegte. Der Nahende schritt durch eine Pforte, die nur von den königlichen Bewohnern des Palastes benutzt wurde, und stieg eine Terrasse heran, die sich gerade unter dem Fenster befand, an welchem Maria stand. Ein Anflug von Freude zeigte sich einen Augenblick lang in dem Antlitze der Königin; jener Mann aber begab sich in seine eigenen Gemächer, ohne auch nur einen einzigen Blick auf das Fenster zu werfen, an dem sie stand. Und wieder runzelte sie die Stirn und mit einem zornigen Ausruf wandte sie sich von dem Fenster ab. Nachdem sie eine Zeitlang im Zimmer unruhig auf und abgeschritten war, blieb sie plötzlich vor einem hohen köstlichen Spiegel stehn, der in einem mit Silber und Perlen reich geschmückten Rahmen von Ebenholz prangte, und den Philipp ihr als ein Hochzeitsgeschenk vom Continent mit herübergebracht hatte. Maria blickte unmuthig auf die trüben, verblühten Züge, die sie in demselben erschaute und ihre Stirn zog sich in noch tiefere Falten. Nicht der Glanz der Königlichen Juwelen, noch die Pracht ihres sammtenen Gewandes, das sie in reichen

Falten umhüllte, konnten selbst ihrem partheiischen Auge, die Verwüstungen verbergen, welche die Zeit und ihr leidenschaftliches Gemüth in ihren Zügen hervorgebracht hatten. Mit einer heftigen Geberde riß sie das Band von großen kostbaren Rubinen aus ihrem dunklen, glanzlosen Haar, und warf die Krone hin, die ihr mißgestaltetes Haupt bedeckte.

„Sie muß fort, fort, die Elende!“ sprach sie vor sich hin, „ihre Absicht ist klar wie der Tag! Sie will die Augen unsers erlauchten Gemahls von seiner hohen Gemahlin ab, auf ihre Züge locken. Bei allen Heiligen! sie mag sich wohl vorsehen, sonst könnte leicht ihr Aufenthalt in diesem Schlosse kürzer werden, als sie es sich träumen läßt.“ — Und wieder schritt sie im Gemache auf und ab und sprach vor sich hin: „Diesen Morgen noch zeigte sie ihre vollen Locken, damit er die Schönheit derselben bewundere. Wir haben es wohl bemerkt, das Aufflammen seines Auges und ihr Erröthen als sie unter dem Vorwande, das Juwelenband habe sich zufällig gelöst, die vollen Locken wieder ordnete.“

Das kommt davon, wenn eine Niedriggeborne in die Nähe unsrer erlauchten Person gebracht wird. Philipp wollte es so — er bestand darauf — ha, das Ding war schlau eingeleitet. Jetzt ist uns Alles klar, sie hüte sich! Sie soll es nur wagen,

ihr Auge bis zu ihm zu erheben, oder wie diesen Morgen vor seinem Blicke zu erröthen, oder in unserm Dienste sich nachlässig zu beweisen, wie gesagt, sie möge sich hüten, es wurden schon Holzstöße für zartere Glieder angezündet, als die Ihrigen.

Indem sie auf diese Weise ihre bösen Gedanken in Worten aussprach, suchte sie ihr Haar wieder zu ordnen, aber in ihrer heftigen Aufregung wollte ihr das nicht gelingen. „Wir sind gezwungen, die Schamlose zu rufen,“ sprach sie endlich, „obgleich es unsern ganzen Haß entflammt, ihre Hände in unserm Haar zu fühlen. Die Tochter eines unsrer Diener! Ha! da kommt sie so eben wieder durch dieselbe Allee. — Trefflich, trefflich, vor wenigen Augenblicken nahte er auch auf demselben Wege! Schon gut! schon gut!“

In ihrer eifersüchtigen Aufwallung war Maria mit aufgelöstem Haar von dem Spiegel wieder zum Fenster geeilt, gerade als ein junges schönes Mädchen, in einem leichten Sommermantel, dessen Kappe ihr Haupt bedeckte, aus dem Park trat, durch dieselbe Allee, durch die vorhin der Cavalier gekommen war. Sie eilte über die Terrasse, wie jemand, der sich in einer starken Aufregung befindet. Als sie ihren Blick zu dem Fenster erhob, an welchem die Königin stand, färbte eine hohe Röthe ihre Wangen

und sie zog ihre Kappe noch dichter über ihr Gesicht, so als sei sie ängstlich bemüht, dasselbe zu verbergen.

Maria riß ungestüm die goldene Kette von ihrem Halse und schleuderte sie auf den Tisch, dann rief sie so laut sie konnte, und da nicht sogleich jemand erschien, wiederholte sie ihren Ruf noch stürmischer. Kaum war der letzte Schall verklungen, als am andern Ende des Gemachs der reiche Teppich gehoben wurde und sich eine offenstehende Thür zeigte, die in ein Betgemach führte.

Der Thür gegenüber gewahrte man in einer Vertiefung eine kleine silberne Ampel, welche ihr Licht über einen mit Sammet bedeckten Altar breitete, über dem das Bild unsers Erlösers, sauber in Elfenbein ausgearbeitet, prangte. Die Feierlichkeit und die milde Ruhe dieses heiligen Orts, bildeten einen auffallenden Contrast zu der leidenschaftlichen Aufregung derjenigen, auf deren Ruf die fromme Stätte sich erschlossen hatte. Maria's Blick suchte dort nicht jenen Frieden, welchen das Gebet zu verleihen vermag, sondern forschte nach der Gestalt eines hageren Mannes im Priestergewande, welcher den Teppich auf ihren Ruf bei Seite geschoben hatte und jetzt leisen Schrittes in das Gemach glitt.

Mit über der Brust gekreuzten Händen das Auge zu Boden gesenkt, stand er demuthsvoll da und schien

zu warten, daß er von seiner Gebieterin erfahren würde, weshalb er so plötzlich von seiner Andachtsübung abgerufen sei.

„Was begehrst Du von mir, meine Tochter?" fragte er endlich, indem er sein großes, schwarzes Auge auf den lauernden Blick der Königin richtete und es alsdann wieder senkte. „Sprich, Tochter, weshalb bist Du so aufgeregt?"

„Frommer Vater," begann Maria, indem sie den forschenden Blick auf das ruhige Antlitz des Priesters wendete, „erinnert Ihr Euch noch, welchen Verdacht wir neulich, als wir vor Euch im Beichtstuhle knieeten, hinsichtlich Alice Copley äußerten, unsers Dieners Tochter, die wir auf den Wunsch unsres Gemahls im Dienste unsrer Person anstellten."

Maria schwieg, so als erwarte sie eine Antwort; der Priester aber hielt noch immer das Haupt gesenkt und die Königin fuhr demnach mit immer steigender Heftigkeit fort: ihre tiefe Ehrfurcht vor dem Priester schien in dem Strome ihrer bitteren Gefühle unterzugehen. „Eben jetzt," sprach sie, indem sie ihre Hand auf den Arm des Geistlichen legte, „eben jetzt gewahrten unsre eigenen Augen die freche Dirne, wie sie aus dem Parke daherschlich, dem Könige Philipp fast auf dem Fuße folgend. Sie wollte ihr Gesicht verbergen, doch half es ihr

zu nichts, unser Argwohn würde ihre Larve durchdrungen haben, und wäre sie aus Eisen geschmiedet gewesen."

„Wenn ich nicht im Irrthum bin, meine Tochter," erwiderte der Priester mit einer Stimme, deren weicher Ton zu der heftigen Rede der Königin auffallend contrastirte, „wenn ich mich nicht irre, so kam das junge Mädchen so eben an mir vorüber, in dem Corridor, der zu den Gemächern des Königs Philipp führt. Ein schönes Geschöpf, mit sanften sündhaften Augeu und Lippen — doch es geziemt nicht einem Diener des Herrn an dergleichen Dinge zu denken."

„Zu den Gemächern des Königs, meines Gemahls?" fiel Maria zornsprühend ein, „ist es schon soweit gekommen? Hier in unserm eigenen Palaste? unter unseren Augen? Euren Rath gebt mir, frommer Vater, sagt mir, wie kann ich meinen Palast von dieser schaamlosen Dirne befreien, sprecht, gebt mir Euren Rath und reicher Lohn soll Euch werden." —

„Wie kann die Beherrscherin von England Rath von mir begehren!" entgegnete der Geistliche ruhig, „ist sie denn nicht mächtig in ihrem eigenen Reiche? Sie braucht nur zu gebieten und das Mädchen wird aus ihrer Gegenwart geschafft."

„Damit sie in die Stadt zurückkehre, oder gar nach London gehe, wo Philipp nach seinem Belieben sie sehen könnte — nein, frommer Vater, sie muß in der Stille unschädlich gemacht werden. Wir dürfen ohne die Einwilligung unsres Gemahls nicht öffentlich Rache an ihr nehmen. Erst gestern, guter Vater, erst gestern, als ich es wagte, ihm in einer unbedeutenden Sache zu widersprechen drohte er mir, nach Spanien zurück kehren, und uns hier allein die Regierung unsres Landes überlassen zu wollen. Wir können nicht handeln, wie es einer freien Königin und einem betrogenen Weibe geziemt, denkt Ihr also für uns, frommer Vater. Haben Gesetz und Kirche keine Macht, sie zu vernichten, ohne daß es den Anschein hat, als hätten wir die Hand im Spiele gehabt?

„Welche Beweise haben wir, daß das junge Mädchen sich nicht aus einer anderen Ursache als um mit dem Könige zuzammenzutreffen, in den Park begab?“ fragte der Priester gelassen. „Jeder bürgerliche oder geistliche Gerichtshof, würde einen Beweis ihres Verbrechens verlangen, oder daß sie der Ketzerei schuldig sei, zuvor kann ein solcher nicht einschreiten. Denn, meine Tochter, daß der Friede Deiner Seele davon abhängt, würde nicht berücksichtigt werden.“

„Nicht berücksichtigt werden, Himmel und Erde!“ wiederholte die Königin zornig. Verdient es etwa keine Rücksicht, daß eine Königin in dem Pallaste ihrer Väter wie ein niedriges Weib behandelt wird? daß ihre Krone und ihr Scepter nur als Spielzeug betrachtet werden, welches ihr Gemahl gebraucht um seinen Thorheiten und Lastern zu fröhnen? Es kränkt uns, das sagen zu müssen, Euch aber, frommer Vater, durften wir es nicht verhehlen. Obgleich wir unserm Gemahl ein Königreich zur Mitgift brachten, hat er dennoch stets den Damen unsers Hofes mehr Aufmerksamkeit bewiesen, als uns selbst, obgleich wir seine Gemahlin und Englands Königin sind! Und was nun gar diese Alice Copley betrifft, diese milchweiße Dirne von niederer Herkunft, so entblödet er sich nicht, ihr zärtliche Blicke selbst in unsrer Gegenwart zu spenden. Er sucht uns nur dann in unserm Zimmer auf, wenn er sicher ist, sie bei uns zu finden, dann sitzt er oft stundenlang da, hat nur Augen für sie und spricht nur sanft und milde, wenn er seine Worte an sie richtet.

„Wie aber beträgt sich das junge Mädchen unter dieser Last der königlichen Bewunderung?“ fragte der Geistliche.

„Wie sie sich beträgt? Wie eine Niedrigge-

borne ihres Schlages sich betragen kann, empfängt sie die Huldigung eines Fürsten von seiner Schönheit, von seiner edlen Haltung. Anfangs lächelte sie und schlug schüchtern ihr Auge nieder, wenn sein Blick auf ihr verweilte; dann begann sie zu erröthen und schien, scheinbar unwillig, ihr Haupt abzuwenden, aber das war nur scheinbar, ja wir bemerkten sogar, das ein kaltes, verächtliches Lächeln ihre Lippen umzuckte, wenn seine Augen nicht von ihr weichen wollten, gleichsam als wisse sie ihre Macht schon so fest begründet, daß sie es wagen dürfe, seinem Blick zu trotzen. Jetzt erröthet sie gar nicht mehr, schlägt auch nicht mehr die Augen nieder, sondern beträgt sich so stolz gegen ihn, als ob sie die Königin und Beherrscherin dieses Reichs wäre. Ist denn das Alles kein Beweis von Schuld, frommer Vater?"

„Von seiner Schuld vielleicht," flüsterte der Priester, indem er sein Auge zu Boden senkte. Er sprach diese Worte so leise, daß nur das Ohr eines eifersüchtigen Weibes sie vernehmen konnte. Maria aber antwortete rasch und empört; „Warum von seiner Schuld, nicht auch von der ihrigen? Glaubt Ihr etwa, König Philipp, der schönste und edelste Cavalier Spaniens könne nach irgend einem

Weibe, am wenigsten nach einer solchen Abenteurerin, vergebens seufzen?"

Ein feines, kaum bemerkbares Lächeln umzuckte den Mund des Geistlichen, Maria aber bemerkte es nicht, da er sein Haupt fortwährend gesenkt hatte und fuhr in einem eindringlichen Tone fort: „Sprecht jetzt, frommer Vater, ist bei dem allen Euch nichts eingefallen, das schlau angewandt, den Untergang der Dirne bewerkstelligen kann, ohne daß wir uns dadurch dem Zorne unsers Gemahls aussetzen?

Der Priester sann einen Augenblick lang nach, seine Hände ruhten gefaltet auf der Brust, seine Augen waren zur Erde gesenkt. Maria schwieg, aber sie richtete ihr scharfes Auge auf seine marmorgleichen Züge, so als suche sie zu erforschen, was in seinem Innern vorging.

„Meine Tochter," nahm endlich der Priester das Wort, indem er seine Augen langsam zu der Königin erhob, „es giebt, wenn nicht anders die Königin es selbst befiehlt, in ganz England keinen Gerichtshof, der es wagen würde, gegen jemand aufzutreten, den König Philipp mit seinem Schutze beehrt — die Kirche allein besitzt eine Gewalt, der alles unterthan ist. Ist das Mädchen auch fest in unserm heiligen Glauben? Ist mirs doch, als hätte ich von der Dienerschaft des Pallastes gehört, daß

ihr Vater, der alte Copley, in der letzten Zeit Scrupel geäußert hätte, ein sündhafter Zweifler geworden sei. Der Sache muß nachgeforscht werden. Habt die Gnade, hohe Frau, das junge Mädchen in meine Betkapelle zu senden, ich will die Lehrsätze befragen, die in diesem sündhaften Königreiche am meisten bestritten werden. Unterdessen beruhige Dich, meine Tochter, es wäre seltsam wenn es nicht in der Macht der Kirche stände, eine Königin von der Nähe einer verhaßten Dienerin zu befreien.

„Wir werden sie Euch senden, frommer Vater," antwortete Maria, „laßt das Examen strenge sein," bei diesen Worten glichen ihre grauen Augen zweien stechenden Schlangen.

„Seid unbesorgt, sie soll ernsthaft befragt werden — fehlt sie auch nur in dem kleinsten Punkte —

Dann, frommer Vater, dann richtet Ihr für sie den Holzstoß auf," unterbrach ihn heftig Maria. „Eure Königin besitzt wahrlich nur geringen Einfluß bei Sr. Heiligkeit, dem Papste, wenn nicht ein Cardinalshut Euren Dienst belohnt."

Ein freudiges Lächeln umzuckte den Mund des Priesters als er dankend sein Haupt neigte, aber als er es wieder erhob war sein Antlitz wieder kalt und bewegungslos wie das einer Statue. —

„Hütet Euch nur, daß Philipp unsre Verabredung nicht ahne,“ warnte Maria, „seid klug wie die Schlange, führt den Schlag sicher oder gar nicht.“

„Setzt keinen Zweifel in meinen Eifer, hohe Frau,“ versetzte der Geistliche und langsam wie er gekommen war, glitt er aus der Thür, die in der Königin Betzimmer führte. —

Maria blickte ihm nach, bis der Teppich sich hinter ihm schloß, dann schritt sie wieder sinnend auf und ab in dem Gemache, worin sich jetzt die Dämmerung immer mehr verbreitet hatte. Ein befriedigtes boshaftes Feuer blitzte aus ihren Augen, endlich griff sie zu einer kleinen silbernen Pfeife und blies so scharf hinein, daß der Schall weithin widerhallte, worauf sie sich an einen glänzend polirten Tisch von Eichenholz setzte, ihr Haupt in die Hand stützte, und die Figuren zu betrachten schien, mit welchen die Hand eines ausgezeichneten Künstlers die Platte des Tisches ausgelegt hatte. So saß sie einige Augenblicke lang, als der Thür gegenüber, durch welche der Priester sich entfernt hatte, der Teppich langsam gehoben wurde, so als widerstrebe die Hand, die es bewerkstelligte; ein überaus reizendes Mädchen zeigte sich in der Oeffnung. Maria blieb in ihrer bisherigen Stellung, sie richtete nur

einen kurzen Blick auf die Eintretende, dann senkte sie ihn wieder auf die Kunstgebilde des Tisches.

Das junge Mädchen war schön, aber ungemein bleich, das letztere schien indeß nur das Resultat einer Gemüthsbewegung zu sein, denn ihre Augen schienen vor Kurzem noch Thränen vergossen zu haben. Ihre Kleidung, wenn gleich nicht prachtvoll, doch von kostbarem Stoffe hatte einen seltsamen Anstrich und zeigte einen Anklang von der spanischen Mode, wie sie Maria bei ihren Dienerinnen eingeführt hatte, mehr aus Gefälligkeit gegen ihren Gemahl, als aus Vorliebe für einen Anzug, die sie vielleicht von ihrer Mutter geerbt haben konnte. Ihre reichen blonden Locken wurden hinten auf ihrem Kopfe durch eine Schleife zusammen gehalten. In ihrem Haar prangte ein einziger kostbarer Edelstein.

Die Königin schien noch immer ihre Gegenwart nicht zu bemerken und erst nachdem das reizende Mädchen einige Augenblicke gewartet hatte, ließ sie den schweren seidenen Vorhang, durch den sie eingetreten war, fallen, trat leise näher und knieete schüchtern zu Marias Füßen nieder.

„Ew. Majestät haben meine Gegenwart verlangt," sprach sie leise, nachdem sie schon eine ganze Weile in ihrer knieenden Stellung verharrt hatte. Die Stimme des jungen Mädchens hatte so etwas

unbeschreibbar Weiches, Süßes, Anmuthvolles, daß ihr Klang jedes andre Herz entzückt haben würde, das weniger hart gewesen wäre, als das Herz Marias. Ihre reizenden Lippen zitterten, als sie sprach, so als suche sie eine heftige Gemüthsbewegung zu unterdrücken.

„Seit einer halben Stunde schon warten wir auf Dich, doch Du bist wie es scheint herumgestrichen. Wo warst Du?“ fragte die Königin, sich jetzt rasch zu ihr wendend, in einem scharfen Tone.

„Ich war nur hinabgegangen in den Park,“ stammelte das junge Mädchen, wobei sie ein Schauder überrieselte, so als erwache in ihr eine widerwärtige Erinnerung.

„Und wer war mit Dir im Park, Mädchen?“ forschte die Königin weiter, „Du bist bestürzt, aufgeregt, wie magst Du es wagen, in diesem Zustande vor Deiner Gebieterin zu erscheinen?“

Ein boshaftes Lächeln umzuckte ihre Lippen, während sie die Verwirrung des jungen Mädchens beobachtete. „Wir wissen Alles!“ fuhr sie alsdann, ihrem vollen Zorne Raum gebend, fort, „fort aus unsern Augen, Unwürdige, sollen wir unsrer Würde als Königin eingedenk bleiben. Fort mit Dir, Du Ketzerin!“

Das junge Mädchen richtete sich bestürzt empor und stand nunmehr leichenblaß da vor ihrer zornigen Herrin, ihre Hände waren gefaltet, aus ihren Augen sprachen Schrecken und Entsetzen. Maria richtete auf sie einen vernichtenden Blick, ihre Hand war gehoben, gleichsam als wolle sie sich an der unglücklichen Alice vergreifen, da ward plötzlich die einzige Thür, die durch keinen Vorhang getrennt wurde, rasch geöffnet und ein spanischer Jüngling mit dunkler Gesichtsfarbe trat mit einem gewissen zurückhaltenden Wesen herein.

Der spanische Jüngling redete in seiner Muttersprache einige Worte zu der Königin gewandt. Als sich die Thür wieder hinter ihm schloß, ging Maria einige Male im Zimmer auf und ab, so als suche sie ihre Aufregung niederzukämpfen; endlich hemmte sie ihre Schritte, suchte ihr Haar in Ordnung zu bringen, das sie selbst aufgelöst hatte und suchte ihren Zügen einen ruhigeren Ausdruck zu geben, dann wandte sie sich wieder zu Alice, welche in dem Dämmerlicht noch immer zitternd dastand, und sprach in einem etwas weniger heftigen Tone: „bringe Licht herein! Sie hatte die Absicht, ihre Toilette zu ordnen, um Philipps Besuch zu empfangen, den sein Page ihr so eben angekündigt hatte.

Alice entfernte sich, kehrte aber bald zurück mit einer brennenden Wachskerze in der Hand. Als das Licht derselben ihr bleiches Antlitz beleuchtete, erschrack selbst Maria über den Ausdruck ihrer Züge. Diese waren kalt und feierlich, so als verkündeten sie den Unwillen eines reinen, ungerechter Weise in den Staub getretenen Herzens. Es war ein Ausdruck, welcher die schwachgeistige Maria mit einer Furcht erfüllte, die sie nicht begreifen konnte. Es mochte die Besorgniß sein, daß die von ihr gemißhandelte Dienerin dem Könige ihre Gewaltthätigkeit offenbaren, und ihn dadurch gänzlich von ihr entfernen möchte. Sie sprach daher: „Wir wollen diesmal Deinen Fehler übersehen, in der Folge aber dürften wir eine solche Nachlässigkeit strenger rügen, als diesmal geschehen. Jetzt Mädchen, ordne unser Haar, damit wir unsern königlichen Gemahl empfangen können, wie es uns geziemt."

Die Königin setzte sich, während Alice, ohne ein Wort zu erwidern, in ein kleines an das Zimmer gränzendes Closet trat, die Toilette holte und mit fester Hand das Haar ihrer Gebieterin ordnete, worauf sie alles wieder an Ort und Stelle brachte und sich in die Fenstervertiefung zurückzog, wo sie blieb mit allen Zeichen der Demuth, die ihre Stel-

lung gebot, mit herabhängenden Armen und niedergesenktem Blick, ihre Stirn klarer und ihre Haltung aufgerichteter, als je zuvor, eine ernste Ruhe schien sich auf sie herabgeneigt zu haben, und verlieh ihrem Antlitze einen fast feierlichen Ausdruck.

Maria ward aufs Neue unruhig. Die Besuche ihres jugendlichen Gemahls waren in der letzten Zeit bei ihr etwas selten geworden, und sie wurden daher von ihr sehnlichst gewünscht. Sie schwebte in rastloser Besorgniß, Philipps Zuneigung gänzlich einzubüßen. Um seiner Ehrsucht, seiner Bigotterie und seinem Hasse gegen alles, was englisch war, zu fröhnen, bebte sie vor keiner Grausamkeit zurück, ja sie würde ihm zu Gefallen ihre ganze Nation geopfert haben. Er seinerseits dagegen haßte und verabscheuete eine Natur, die so ganz und gar mit der seinen übereinstimmte, so daß er in Maria, wie in einem trüben Spiegel, seine eigenen geistigen Züge noch entstellter wieder erblickte. Mit mehr Verstand begabt, als Maria, konnte er in ihr Fehler bemerken und verdammen, während Stolz, Eitelkeit und Ehrsucht über ähnliche Mängel seines Innern den Schleier bereiteten.

Schon war mehr als eine halbe Stunde vergange, seit Maria den ihr angekündigten Besuch erwartete. Mit einzeln ausgestoßenen Worten der

Ungeduld ob dieser Zögerung schritt sie im Gemache auf und ab, horchte nach der Thür hin, trat in ihr Oratorium, kehrte von dort wieder zurück, bis sie sich endlich in einen Lehnsessel warf, und die Perlen eines Rosenkranzes, den sie ungeduldig erfaßt hatte, krampfhaft durch ihre Finger gleiten ließ, wie ein eigensinniges Kind, welches die innere Unruhe durch eine Bewegung seiner Hände zu beschwichtigen sucht.

Endlich ward draußen ein leises Geräusch vernehmbar. Maria hielt den Rosenkranz bewegungslos in der Hand, zwischen ihrem Daumen und ihrem Zeigefinger ruhte eine Perle, sie horchte ängstlich hin. Die Thür öffnete sich und mit einem gezwungenen Wesen, aber mit einem stolzen Schritt, so als besuche ein orientalischer Monarch seine Sklavin, trat König Philipp in das Gemach. Er hob das befederte Barett nicht eher von seinem Haupte, als bis er mehrere Schritte in's Zimmer gethan hatte, und selbst dann schien es mehr eine Begrüßung des im Fenster stehenden bleichen Mädchens, als ein Beweis seiner Achtung gegen seine Gemahlin zu sein.

Es ist wahr, Alicens Augen senkten sich nicht vor seinem Blick, obgleich das ganze Selbstvertrauen eines Königs und das ganze Feuer eines südlichen Climas aus demselben flammte. Sie erwiderte seinen Gruß mit einer ruhigen eiskalten Würde die

ihm das Blut in das dunkle Antlitz trieb, dann senkte sie ihr Auge wieder zu Boden.

Maria hatte sich aus ihrem Lehnsessel erhoben, und war, gegen alle Etikette, ihrem Gemahl entgegengeschritten, als sie aber sein Benehmen gewahrte und sah, wie der Blick ihrer Dienerin im Stande sei, ihm das Blut in die Wange zu treiben, hemmte sie rasch ihre Schritte, eine dunkle Röthe färbte ihr Antlitz und mit vor Leidenschaft zitternder Stimme gebot sie Aliee, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehn.

Philipp schien im Begriff, dagegen etwas einwenden zu wollen, aber während er noch zögerte und ein wenig verlegen schien, schritt Alice aus der Fenstervertiefung und verließ das Gemach.

Als Alice Copley das Gemach der Königin verließ, begab sie sich sofort in ihr eignes Zimmer, sie warf sich in einen Lehnsessel, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Er muß es nicht erfahren — er darf mich nicht so finden," seufzte sie, indem sie ihre Thränen zu trocknen suchte, „o, daß ich leben muß, um auf

solche Weise beleidigt zu werden und noch obendrein genöthigt zu sein, es zu verschweigen!" —

Es währte lange, bevor das arme Mädchen ihre Gefühle einigermaßen beschwichtigen konnte, endlich aber erhob sie sich, wechselte ihre Kleidung, warf den leichten Mantel um und begab sich wieder hinab auf die Terrasse. Sie zog die Kappe sorgfältig über ihr Gesicht und eilte wie ein gescheuchtes Reh hinab in den Eichengang. Es war eine wunderliebliche Nacht, an dem Himmel glänzten freundliche Sterne und der Mond senkte sein Silberlicht herab durch die Zweige der belaubten Bäume. Im ganzen Parke herrschte die tiefste Stille, so daß der Schall ihrer eigenen Schritte das eilende Mädchen fast erschreckte. Plötzlich hemmte sie den eiligen Gang, zog ihren Mantel noch fester über ihr Gesicht und blickte schüchtern um sich, das Geräusch nahender Schritte hatte sie erschreckt. Ihre Augen forschten angsterfüllt zwischen die Falten des Mantels durch, ihr Fuß war schon zur Hälfte gehoben, um falls es nöthig sein sollte, augenblicklich die Flucht anzutreten. Sie gewahrte indeß nicht das allermindeste, und rasch eilte sie weiter, indem sie zu sich selbst sprach: „Es war vielleicht nichts als ein Reh, oder eine auffliegende Nachteule." — Kaum aber war sie eine kleine Strecke weiter gegangen, als eine

schlanke, dunkle Gestalt hinter einer der Eichen hervorschlüpfte und ihr so leisen Schrittes folgte, daß sie es nicht bemerkte.

Endlich gelangte Alice aus dem Eichengange hinaus und näherte sich einer kleinen Wasserfläche, die halb im dunklen Schatten dalag, halb von dem Lichte des Mondes beglänzt wurde. Sie eilte unter dichtem Gebüsch hindurch zu diesem abgelegenen Plätzchen; kaum aber war sie dem Ufer nahe gekommen, als plötzlich ein junger Mann aus dem Dickicht eilte, sie heftig in seine Arme schloß und mit ihr wieder in den Schatten trat. „Ich fürchtete, Du würdest Dich schon entfernt haben," sprach Alice, indem sie sich sanft seinen Armen entwand, „wo aber ist mein Vater? Sicher war es nicht seine Absicht, mich hier in dieser späten Stunde mit Dir allein zu lassen." —

„Und weshalb sollte er denn nicht?" fragte der Mann, indem er wieder seinen Arm um sie schlang, „glaubst Du, daß die Mauern des Pallastes der Königin Maria eine bessere Schutzwehr gewähren, als diese grünen Bäume und Gottes freier Himmel? Giebt es auf der großen weiten Erde eine einzige Stelle, wo Alice Copley bei ihrem Verlobten nicht ungefährdet wäre?"

„Nein, Huntly, nein, so meinte ich es nicht,“ versetzte die liebliche Jungfrau, indem sie ihre Hand auf den Arm des jungen Mannes legte und ihm mit ihren großen Augen freundlich ins Antlitz schaute, „ich war nur ängstlich und besorgt. Zweimal schon suchte ich diesen Abend hierher zu gelangen, jedesmal aber wurden meine Schritte belauscht, ward mein Vorhaben vereitelt. Eben jetzt, als ich den Eichengang herab kam, wähnte ich verfolgt zu werden. Wäre dies der Fall, und sollte die Königin von meinem Hiersein zu dieser Stunde Kunde erhalten, wer würde dann meine reine Absicht bezeugen? wer würde vor die grausame Frau treten um ein Wort zur Vertheidigung für ihre verhaßte Dienerin zu reden?

„Fürchte nichts, meine theure Alice,“ beruhigte der junge Mann, welcher fühlen mochte, daß ihre Besorgniß nur allzugegründet sei, „es war ohne Zweifel Dein Vater, dessen Schritte Dich erschreckten, er war unruhig über Dein Ausbleiben und näherte sich dem Pallaste. Aber sprich, mein süßes Leben, wessen Schritte schreckten Dich früher zurück?“

Alice überzeugt daß der Bericht dessen, was sich zugetragen, den Unwillen des jungen Mannes erregen würde, hatte sich anfangs entschlossen, dar-

über zu schweigen, aber ein reines Herz betrachtet es schon wie ein Verbrechen, vor dem Geliebten auch nur einen Gedanken verborgen zu halten. Alice fühlte, wie das Blut ihr in die Wange stieg, und ihre Wange bebte, als sie erzählte, was vorgegangen sei. Aber sie sprach und wenn sie gleich ihre Worte nur hervorflüsterte, regten dieselben doch den jungen Mann auf das Furchtbarste an. — —

„Augenblicklich nenne mir den Namen des Unverschämten, Alice," rief er zornentflammt.

„Es war König Philipp," antwortete das junge Mädchen mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme.

„König Philipp! König Philipp von Spanien!" wiederholte der junge Mann, „was hat der unverschämte Papist mit Deinen Schritten zu schaffen? Sprich, suchte er Deinen Gang hieher zu verhindern?"

Alice war kaum im Stande, etwas zu entgegnen, so sehr war ihr reines Herz von Schaam erfüllt, sie barg ihr brennendes Antlitz an der Brust ihres Verlobten, während sie flüsterte. „Er wiederholte nur, was er in den Gallerien des Palastes, auf der Terasse, ja selbst in den Gemächern seiner Gemahlin so oft gegen mich äußerte."

„Diesen Abend aber sprach er von seiner straf-

baren Liebe frecher als je zuvor," fuhr Alice fort, „er hielt mich mit Gewalt zurück und wollte mich zwingen, das Geständniß seiner strafbaren Leidenschaft mit anzuhören. — Ja, der Frevler wollte sogar meine Lippen durch einen Kuß entweihen."

„Hattest Du keinen Dolch die Brust des Elenden zu durchbohren?" fragte Huntly, indem er mit seinem Fuße heftig den Boden stampfte.

„Ich hatte nichts als meine eigne Kraft," erwiderte das weinende Mädchen, „die aber reichte auch hin. Ich entwand mich rasch seinen Händen und flog dem Palaste zu; er aber verfolgte mich, selbst bis in die Gegenwart seiner königlichen Gemahlin. In meiner ersten Empörung wollte ich mich der Königin zu Füßen werfen und ihr die Kränkung berichten, die mir widerfahren, aber grade als ich vor ihr niederknieete, um mein Herz vor ihr auszuschütten, erfüllten mich ihre vernichtenden Blicke und bitteren Worte mit stolzem Selbstgefühl und die Rede erstarb mir auf den Lippen. Gekränkt und unbeschützt, wie ich war, konnte ich von der grausamen Frau keine Abhülfe erflehen, und so eilte ich schreckenerfüllt hieher."

Während Alice sprach, stand Huntly schweigend vor ihr, sein Gesicht ward immer bleicher und bleicher, seine Zähne schlugen an einander und nur

mit großer Mühe suchte er seine Aufregung niederzukämpfen. Als sie zu sprechen aufhörte, ließ er ihre kleine Hand, die bisher in der seinen geruht hatte, fahren; er schlug seine Arme über einander und wandte sich einen Augenblick um. Dann näherte er sich seiner Verlobten wieder, erfaßte auf's Neue ihre Hand. Er suchte beruhigt zu scheinen, aber auf seiner Stirn zeigten sich finstere Falten und seine Stimme bebte, als er sprach: „Fürchte ihn nicht, meine theure Alice, fürchte ihn nicht, es giebt eine Rache für dieses unkönigliche Verfahren! Eine Rache! — —"

„Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!"

Diese Worte der heiligen Schrift wurden plötzlich in einem klaren feierlichen Tone gesprochen, welcher wie der Klang der Posaune durch die stille Nachtluft her erscholl; es war, als ob der Himmel den aufbrausenden Zorn des jungen Mannes mißbillige. Alice schlug freudig ihre Hände zusammen und eilte auf denjenigen zu, der gesprochen hatte. Dies war ein robuster, kräftiger Mann, von etwas mehr als 40 Jahren, er trug einen einfachen dunklen Rock, eine Mütze von schwarzem Sammet bedeckte sein Haupt. Es war ein einfacher, anspruchsloser Mann, der keinen höheren Rang bekleidete, als den

eines Oberaufsehers im Haushalte der Königin; als er aber so dastand, im vollen Scheine des Mondes, dessen Licht sein Antlitz beleuchtete, hatte er in der That etwas Ehrfurchtgebietendes.

„Was giebt es denn, Huntly, das Deinen Zorn so allgewaltig aufregt?“ fragte Copley, indem er seine beiden Hände auf das Haupt seiner Tochter legte, und sie schweigend segnete, „wir kommen nicht hieher in dieser stillen Nacht, um auf Rache gegen unsere Nebenmenschen zu sinnen.“

Der junge Mann stand einen Augenblick lang beschämt da vor dem älteren Freunde, während Alice stehend ihrem Vater in's Antlitz schaute. „Scheltet nicht mit ihm, mein lieber Vater,“ sprach sie, „ich allein trage die Schuld — ich erzählte ihm, was ich in meiner eigenen Brust hätte verschließen sollen.“

„Und weshalb soll die schmachvolle Kränkung verschwiegen gehalten werden?“ fuhr der junge Mann neuerdings auf. „Sollen wir uns ruhig verhalten, wenn eine grausame Fürstin alle edlen Gefühle eines jungen Mädchens mit Füßen tritt? Wenn ein fremder Despot sich erfrecht, mit ihr schamlos von seiner verbrecherischen Liebe zu reden? Ich sage Euch, Vater Copley, noch vor wenigen Stunden hat König

Philipp es gewagt, Eure reine Tochter mit der Berührung seiner Hand zu beflecken!“

Copley erschrak und seine Gesichtszüge verfinsterten sich. Er faßte sich indeß, blickte seiner Tochter ernst in das Antlitz und befragte sie, was sich zugetragen. Alice erzählte ihm in der Kürze die Begebenheiten des Abends. Ihr Vater schwieg, nachdem sie geendet hatte, noch einige Augenblicke, seine Stirn verkündete Nachdenken, seine Augen waren zu Boden gesenkt.

Hatte ich also Unrecht, von Rache zu sprechen?“ fragte jetzt Huntly, als er in Copley's Antlitz den Ausdruck seiner eigenen Gefühle bemerkte; der Letztere schlug seinen Blick zum Himmel empor und sichtbar bemüht, die eigene Aufregung niederzukämpfen, entgegnete er: „Rache ist ein furchtbares Ding, sie bleibe nur dem Himmel überlassen. Wir haben das Brod der Königin gegessen, und uns nächtlich wie Diebe aus dem Palaste geschlichen, um Gott nach unsrer Weise anzubeten. Wir sahen in diesem Lande das Blut der Christen vergießen, ohne unsre Stimmen gegen die Ungerechtigkeit zu erheben. Jetzt trifft uns das Unheil selbst, sollen aber wir über Unrecht schreien, während auf einer ganzen Nation weit größere Uebel lasten?“

„Wenn aber auch wir alles Unrecht ruhig er=

tragen müßten," wandte Huntly etwas gesammelt ein, „so laßt uns wenigstens dies junge Mädchen vor fernerer Kränkung schützen, indem wir sie an einen sichern Zufluchtsort bringen."

„Giebt es irgendwo ein Dach, das sie besser zu schützen vermag, als das Dach, unter dem ihr Vater und ihr Verlobter weilen?" fragte Copley.

„Wenn nun aber König Philipp — —" fiel der junge Mann rasch ein.

„Welches Schloß ist stark, welche Hütte liegt einsam genug, als daß ein König nicht dorthin dringen könnte?" fuhr Copley fort.

„Wie aber sollen wir sie beschützen?"

„Der beste Schutz einer Jungfrau ist ihr reines Herz. König Philipp besitzt zwar große Gewalt Böses zu thun, über ihm aber ist der König der Könige — ich bin unbesorgt wegen meiner Tochter."

Alice sank an die Brust des theuren Vaters, Thränen füllten ihre Augen. Copley legte seine breite Hand auf ihre schöne Stirn, blickte hierauf zu dem mit Sternen besäeten Himmel und sprach ein inniges, andachtsvolles Gebet für ihre Sicherheit. Es war eine ungemein rührende Scene, und als Copley feierlich das Amen aussprach, stimmte Alicens Verlobter in dasselbe mit einem Tone ein,

welcher verkündete, daß auch bei ihm die friedlichen Gefühle des Christen die Oberhand gewonnen hatten.

Der fromme Moment hatte aber auch noch eine vierte Brust bewegt, es war die der schlanken dunklen Gestalt, welche Alice gefolgt war, und sich jetzt hinter dem dunklen Gebüsch verborgen hielt.

„Wir dürfen unser Geschäft nicht über unsre eigenen Angelegenheiten vergessen,“ nahm nach einer Pause Copley wieder das Wort. „Komm hieher, Huntly, und hilf mir den Stein heben.“

Die beiden Männer traten einige Schritte hinein in den Park, schafften dort einen Haufen welkes Laub bei Seite, hoben einen Stein empor nnd zogen aus der Vertiefung ein hölzernes Kästchen, aus dem sie eine Bibel mit eisernen Spangen nahmen, welche Copley nach der Erhöhung am Ufer trug, wo Alice zurückgeblieben war. Huntly zog unterdessen Stahl und Stein hervor und zündete eine Fackel an, die er in die Erde steckte, worauf sich alle drei auf den Rasen niederließen und Huntly, welcher im Pallaste die Stelle eines Schreibers bekleidete aus der heiligen Schrift bei dem Fackellicht vorzulesen begann. —

Als die Vorlesung beendet war, knieeten alle drei nieder zum inbrünstigen Gebet und schlossen damit ihre Andachtsübung, alsdann sprach Copley,

als er und Huntly die Bibel wieder an Ort und Stelle gebracht und Stein und Blätter wieder darauf gelegt hatten, zu Alicen gewandt: „In der dritten Nacht von heute an wollen wir wieder zusammen treffen, meine Tochter."

„Das gebe der gnädige Gott, mein Vater," erwiderte Alice, „aber mich erfaßt eine traurige Ahnung daß unsere frommen Andachtsübungen heute hier zum Letztenmale stattgefunden haben."

„Unbesorgt, mein theures Mädchen," tröstete Huntly, „der Himmel ist mit uns! Doch seht, schon sinkt der Mond dort hinter den Bergen hinab, wir müssen eilen, Vater Copley, sonst werden die Thore des Palastes für die Nacht geschlossen."

Nach dieser Mahnung schritten alle drei dem Palaste wieder zu. Kaum hatten sie sich entfernt, als die schon erwähnte schlanke Gestalt aus dem Dickicht hervortrat. Sie stand einen Augenblick lang sinnend da mit über einander geschlagenen Armen, dann raffte sie sich zusammen und war im nächsten Augenblick unter den Bäumen verschwunden.

Alice empfing ihres Vaters Segen und das Lebewohl ihres Verlobten auf der Terasse und eilte alsdann auf ihr Zimmer.

Die Begebnisse des Tages hatten sie ungemein ermattet und sie beeilte sich demnach sich zu entkleiden, denn es verlangte sie sehnlichst nach Ruhe. Schon hatte sie ihre Fußbekleidung abgelegt und ihr Gewand gelös't, als ein Geräusch an ihrer Thür sie erschreckte. Sie blickte auf, ordnete ihren Anzug wieder, konnte aber kaum einen Schrei des Entsetzens unterdrücken, denn die Thür war leise geöffnet und wieder geschlossen worden, und vor ihr, in ihrem Schlafgemach, in der Stunde der Nacht, stand der junge Page, der Liebling des Königs Philipp, welcher ernst auf sie blickte. Dieser junge Page war schon lange Zeit am Hofe der Gegenstand der verschiedenartigsten Muthmaßungen, eine Art von Geheimniß umgab ihn. Er war von Spanien im Gefolge des Königs angelangt, war von schöner Gestalt, aber von einem stillen, zurückhaltenden Wesen, auch waren seine Dienstleistungen einzig und allein auf die Person des Königs beschränkt. Er war mit der englischen Sprache unbekannt, und es war ihm deshalb gestattet, selbst in den Stunden der Berathung in der Nähe seines Herrn zu verweilen, und seine Mußestunden zu theilen, wie ein

Liebling, dessen Anwesenheit stets willkommen ist. Die wichtigsten Geheimnisse wurden in seiner Gegenwart verhandelt und selten nur besuchte König Philipp seine Gemahlin, ohne daß ihn sein anmuthiger Page dorthin begleitet hätte. Das Gespräch, sowohl im Rathe wie bei den Zusammenkünften mit der Königin ward stets in englischer Sprache geführt, von der man glaubte, daß der Page sie nicht kenne; dann und wann aber, wenn grausame und tyrannische Rathschlüsse gefaßt wurden, erblaßten die Wangen des Pagen und seine Lippen bebten, ja einigemal, wenn Maria ihre Zärtlichkeit für ihren jugendlichen Gemahl in wärmeren Ausdrücken als gewöhnlich äußerte, hatte Alice deutlich bemerkt, daß das Antlitz des Jünglings heftig erglühe und aus seinen Augen ein ungewohntes Feuer flamme.

Alice schreckte jetzt vor dem Blicke des Pagen zurück und eilte mit jungfräulicher Schüchternheit sich hinter den Vorhängen ihres Bettes zu verbergen. Der geheimnißvolle Page zeigte übrigens weder Kühnheit noch Verwirrung, seine Wange war bleich, das Feuer seiner Augen schien erloschen, seine Lippen waren geöffnet, so als entstiegen Seufzer seiner Brust.

Nachdem sie sich einigermaßen gesammelt hatte, konnte Alice nur vermuthen, daß die Königin, so spät es auch war, noch ihre Gegenwart verlange;

sie ordnete demnach hinter dem Vorhange schnell ihren Anzug gänzlich, trat wieder vor und gab dem Pagen durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie bereit sei ihm zu folgen.

Zu ihrem großen Erstaunen aber machte der Page eine abwehrende Bewegung, schritt zur Thür, schob den Riegel vor und kehrte dann zu der erschrockenen Alice zurück.

„Fürchtet Euch nicht vor mir, Jungfrau" begann der Page im gebrochenen Englisch, „werdet nicht bleich, ich möchte Euch viel lieber Gutes als Böses zufügen." So sprechend erfaßte er Alicens widerstrebende Hand, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Alice befand sich in der größten Bestürzung. „Wie mögt Ihr es wagen, auf diese Weise bei mir einzudringen?" fragte sie, „verlaßt mich, ich bitte Euch, verlaßt mich sogleich."

„Das kann ich nicht — wahrlich nicht," erwiderte der Page, „ich habe Euch viel zu sagen."

„So schiebt es auf bis morgen — morgen bei hellem Tage! Es geziemt einer Jungfrau nicht, zu so später Stunde einen Mann in ihrem Zimmer zu sehen."

Ein seltsames Lächeln umzuckte die Lippen des Jünglings, er trat einige Schritte zurück und schien

über einen Entschluß nachzudenken. Der ganze Ausdruck seines Gesichts veränderte sich, die Stirn zog sich in Falten zusammen, den Mund umzog ein strenger Ausdruck. „Ich war schon früher zur Stunde der Nacht in Eurer Gesellschaft, Jungfrau," sprach er, indem er rasch seinen Blick zu Alicen erhob.

„Zur nächtlichen Stunde!" wiederholte die Letztere erschrocken, denn sie gedachte der Schritte, die sie im Park geängstigt hatten.

„Euer Erschrecken, Alice Copley, zeigt mir, daß die einsame Anhöhe am Ufer, die Bibel und Eure beiden Gefährten Eurem Gedächtniß noch nicht ganz entschwunden sind," bemerkte der geheimnißvolle Jüngling.

Alice fuhr zusammen, ihre Wange erblaßte. Sie begriff die Gefahr, das Geheimniß ihrer Religion war verrathen. Ihr Glück, ihr Dasein, ja Leben ihr viel theurer, als ihr eigenes, befanden sich in der Hand eines Günstlings des Königs Philipp. Einen Augenblick lang überwältigte sie die Größe der drohenden Gefahr, dann aber raffte sie sich zusammen, faltete die Hände und sprach ergebungsvoll: „Der Wille des Herrn geschehe!"

„Ich will Euch kein Leid zufügen," nahm der Page wieder ernst das Wort.

Alice erhob ihren Blick und sah ihm forschend

ins Auge, Aufrichtigkeit und Mitleid sprachen aus demselben. Sie war überzeugt ein fühlendes Herz gefunden zu haben, Thränen benetzten ihre Wimpern, unwillkührlich streckte sie ihre Hand aus: „Nicht um meinetwillen" stammelte sie, „ach, nicht um meinetwillen! Aber um deretwegen, die ich mehr liebe als mich selbst, beschwöre ich Euch verschwiegen zu sein." — —

„Fürchtet mich nicht," unterbrach sie rasch der Jüngling, „ich gehöre nicht zu den arglistigen Lauschern, welche sich in die Herzen ihrer Mitmenschen schleichen und sie kreuzigen, weil sie Gott auf ihre eigene Weise anbeten. Darum beobachtete ich Eure Handlungen nicht."

„Und weshalb sonst wurden meine Schritte verfolgt?" fragte Alice, indem sie ihre thränenschweren Augen wieder auf das Antlitz des Jünglings richtete. „Ich bin nur ein niedriggebornes Mädchen, gegen meinen Wunsch zu einer höheren Stellung erhoben, allein bis auf das Geheimniß meines Herzens, das hinsichtlich seiner Andacht frei sein muß, liegen meine Handlungen klar und offen vor jedermann da."

„Ich vernahm von Euren eigenen Lippen den Bericht von Philipp's strafbarer Liebe zu Euch," versetzte der Page, „andere Berichte sind mir zu Ohren gekommen, daß Ihr für die Zuneigung eines

königlichen Liebhabers nicht unempfänglich wäret, deshalb nur folgte ich Euren Schritten."

„Und wer hat es gewagt, auf diese Weise ein schuldloses Mädchen zu verläumden," fragte Alice, während die Röthe des Unwillens ihre Wange färbte, und ein stolzes Feuer aus ihren Augen leuchtete.

„Ist es böswillige Verläumdung, so rührt sie von der Königin Maria her," antwortete der Page.

„Von der Königin!" wiederholte das tiefgekränkte Mädchen, „nein, nein, ich kann sie nicht für so böswillig halten."

„Ein eifersüchtiges Weib ist nicht gewissenhaft mit seinen Berichten," sprach der Page, „aber sie wußte nicht, daß auch andere Ohren, als die des Königs ihre Rede verstanden. Etwas, was Eure Ehre, ja Eure Wohlfahrt betrifft, ereignete sich nach Eurer Entfernung in dem Gemache der Königin. König Philipp verlangte von seiner Gemahlin, Euch wieder zurückzurufen, worauf sie von Eifersucht erfaßt, ihn mit Vorwürfen über seine Treulosigkeit überhäufte, und behauptete, er hätte mit Euch im Park eine geheime Zusammenkunft gehabt, und sie selbst hätte mit ihren eigenen Augen gesehen, wie Ihr Euch beide wieder in den Palast geschlichen hättet."

Alice gewahrte, daß der Page, während er

diese Worte sprach, einen scharfen, durchdringenden Blick auf sie richtete, aber sie begegnete demselben mit dem ganzen Gefühl der reinsten Unschuld. „Und der König,“ fragte sie empört, „was sagte er zu dieser schändlichen Verläumdung?

„Er widersprach ihr durchaus nicht,“ entgegnete der Page, indem er noch immer seinen durchbohrenden Blick auf sie richtete. Alice stand aufrecht da, ein verächtliches Lächeln umzog ihren Mund, sie sprach empört das einzige Wort: „der Feigling!“

Der Page stutzte, als diese Schmähung ausgesprochen wurde, seine Augen flammten, und seine Hand griff nach dem Dolche, den er auf seiner Brust bewahrte. Einen Augenblick lang ruhten seine feinen weißen Finger auf dem mit Juwelen besetzten Griffe, dann ließ er die Waffe wieder fahren, preßte die Hand an seine Stirn und murmelte vor sich hin: „Es war eine Lüge!“ — Einige Augenblicke lang ging er mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Alice stehen, Thränen zitterten in seinen Augen. „Zürnet mir nicht,“ sprach er, „ach, es giebt Augenblicke, in welchen bei mir ein unterdrücktes Feuer hervorbricht — Augenblicke, in denen ich sündhaft und strafbar bin.“

Alice hatte den Ausbruch seiner Heftigkeit kaum bemerkt, sie war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie wenig auf das hörte, was er sagte. Seine ersten Worte, welche sie verstand, lauteten: „Ich folgte Euch aus freiem Willen, indem ich die Worte der Königin nicht bezweifelte; hättet Ihr Euch wirklich in den Park begeben, um mit König Philipp zusammenzutreffen, so hätte Euer Blut dort den grünen Rasen gefärbt. Ihr staunt! Ich kann für jetzt nicht mehr sagen. Es reiche Euch hin, wenn ich Euch sage, daß er mein — mein Herr ist," verbesserte der Page, „er war einst gütig gegen mich, sehr gütig — liebevoll," der Jüngling hielt inne und Thränen erfüllten seine Augen, es war, als ob eine schmerzliche Erinnerung bei ihm aufstiege. „Ich horchte Euren Worten, Eurem Gebete," fuhr er nach einer Pause fort, „mein Herz ward ruhig, ich kam zu Euch jetzt, um meinen Verdacht gänzlich beseitigt zu wissen, schwört mir, daß das, was Ihr zu Eurem Vater unter den Eichen sprachet, die Wahrheit war, daß König Philipps Liebesanttag von Euch verworfen ward — immerdar verworfen werden wird." So sprechend zog der Page ein kleines goldnes Kreuz aus der Brust und hielt es Alice hin, damit sie den Eid darauf ablege. „Es bedarf dessen nicht," antwortete das junge Mäd-

chen, das Kreuz zurückweisend, „ich habe nichts als die Wahrheit gesprochen, allein ich will bei diesem Zeichen nicht schwören." —

Es schien, als wolle die Heftigkeit des jungen Pagen aufs Neue aufflammen. Alice, welche dieses bemerkte, schritt zu ihrem Lager, zog unter ihrem Kissen die Bibel hervor, küßte sie und betheuerte bei derselben die Wahrheit dessen, was sie zu ihrem Vater gesprochen.

„Ich danke Euch, Alice, und bin jetzt völlig beruhigt," versetzte der Jüngling sehr bewegt. „Eure Bereitwilligkeit mein Herz zu besänftigen, soll nicht unbelohnt bleiben. Laßt uns jetzt berathen, wie ich Euch dienen kann. Ich weiß schärfere, grausamere Augen, als die meinigen, spähen Euch nach, geht nicht so bald wieder zum See, sucht nicht eifrig die Nähe Eures Vaters, nicht die Huntlys, des Schreibers. Die Königin wartet nur auf eine Gelegenheit Euch zu Grunde zu richten, hütet Euch ja vor ihr, sie ist ein grausames Weib.

„Ich danke Euch für Euren guten Rath, für Eure freundlichen Worte," erwiderte Alice, „jetzt aber bitte ich Euch, mich allein zu lassen, damit ich mit meinem Vater im Himmel berathe, wie ich handeln soll."

„So lebt wohl," sprach der Page, indem er

aufs Neue ihre Hand ehrerbietig küßte, „wenn wir uns wiedersehen, so gedenkt dieser Zusammenkunft weder durch Blick noch durch Wort, Ihr seyd das erste Wesen, das mich in einer andern Sprache reden hörte, als in meiner Muttersprache.“ Mit diesen Worten bedeckte der Page sein Lockenhaupt mit dem Barett und verließ das Gemach.

Kaum befand sich Alice allein, als sie wieder auf ihre Kniee sank und wie ein Kind zu weinen begann. Der Gedanke, was aus ihr und den Ihrigen werden würde, würde es bekannt, welcher Religion sie anhingen, erfüllte sie mit namenloser Angst.

Lange und innig flehte das arme Mädchen den Ewigen an um Schutz und Muth und Kraft in der über sie verhängten Prüfung. Und als sie endlich ihr müdes Haupt auf das Kissen legte, entschlummerte sie sanft, wie ein Kind an der Brust seiner Mutter.

Als sie am Morgen wieder erwachte, erfaßte sie neuerdings das ängstliche Gefühl. Es ahnte ihr Unheil, sie fürchtete, daß sie noch vor Abend vielleicht zu jenen Verfolgten gezählt werden würde, welche lieber Gefangenschaft und Tod erduldeten, als daß sie ihren Gott verleugneten. Aber sie betete aufs Neue, faßte Muth und schickte sich zu ge-

wohnter Stunde an, ihren Dienst bei der Monarchin wieder anzutreten.

Als sie in das Gemach trat, wo Maria in der Regel ihre Vormittage verbrachte, zögerte sie auf der Schwelle, denn König Philipp saß in der Vertiefung eines geöffneten Fensters, während Carlo, sein Lieblingspage, zu seinen Füßen auf einem Kissen knieete und die Saiten seiner Laute rührte. Nie noch war Alicen der Jüngling so schön erschienen, sein jugendliches Gesicht hatte einen wunderbar lieblichen Ausdruck, sein großes Auge war auf seinen Herrn gerichtet, ein schönes, freudiges Roth färbte seine Wange, und eine anmuthige spanische Melodie erklang von seinen Lippen. Es war ein heiterer Morgen und der Duft der Blumen füllte vom Garten herauf das antike Gemach. Die Königin saß in einem Lehnsessel und schien unmuthig, daß die Aufmerksamkeit ihres Gemahls durch die Töne seines Lieblings von ihr abgezogen wurde.

Trotz der Vorfälle des vergangenen Tages war es doch klar, daß zwischen dem Könige Philipp und seiner Gemahlin eine Aussöhnung stattgefunden hatte, denn ihre Züge zeigten so viel Freundlichkeit, als sie überhaupt zu zeigen vermochten, auch hatte sie mehr als gewöhnliche Sorge auf ihre Toilette gewendet und gesucht, durch Pracht und Glanz die

Mängel der Natur und die Zerstörungen der Zeit zu verbergen. Alice Copley näherte sich geräuschlos und stellte sich hinter den Sessel der Monarchin, zu deren prachtvollem Anzuge ihr einfaches blauseidenes Gewand den auffallendsten Contrast bildete, —

Maria hatte ihre Ankunft nicht bemerkt und auch der König schien sie nicht zu beachten, denn seine gestrige Zwistigkeit mit seiner Gemahlin hatte ihn gelehrt, mehr auf seiner Huth zu sein. Der Page endete sein Spiel, strich sich die vollen Locken aus dem Gesichte und nunmehr begegnete sein Blick dem Alicens. Eine brennende Röthe überflog sein Antlitz, er sprang empor, legte die Laute bei Seite und zog sich in eine andere Fenstervertiefung zurück, wo er mit niedergesenktem Auge verblieb.

„Du hast Deine Sache trefflich gemacht," sprach die Monarchin, indem sie sich aus ihrem Sessel erhob und dem anmuthigen Pagen ein Goldstück reichte. Ein leichtes, geringschätzendes Lächeln überflog die schönen Züge des Jünglings und schon war er im Begriff, die Gabe zurückzuweisen, doch ein Blick des Königs bewog ihn, wenn gleich mit sichtlichem Widerwillen, das Goldstück anzunehmen.

„Wir sollten mit Euch zürnen," sprach die Königin darauf, indem sie sich mit großer Zärtlichkeit zu ihrem Gemahl wandte, „daß Ihr diesen

Knaben se n schönes Talent so selten zu unserm Zeitvertreibe entfalten ließet, fast möchten wir Euch ersuchen, ihn ganz und gar uns zu überlassen."

'Der Page schrak mächtig zusammen, seine Stirn umwölkte sich, sein Fuß stampfte unbemerkt den Boden, und es war ein Glück für ihn, daß Maria seinen brennenden Blick nicht gewahrte. „Was sagst Du, mein Knabe, zu dem Vorschlage der Königin?" fragte Philipp mit einem bedeutungsvollen Blick zu dem Pagen gewandt.

„Ich bin kein Bologneser Hündchen, das man nach Willkühr verschenkt," entgegnete der Page unwillig, denn die Frage war an ihn in seiner Muttersprache gerichtet worden. Philipp schien einen noch stärkeren Ausbruch der Gefühle zu fürchten, und ganz gegen seine Gewohnheit wandte er sich zu seiner Gemahlin: „Ei, nein doch, meine Theure," sprach er zu ihr in englischer Sprache, „meine Treue und Zärtlichkeit müssen Euch genügen, ich bedarf des Knaben, damit er mich durch sein Spiel und seinen Gesang in den Stunden tröste, in welchen ich Eurer Gegenwart beraubt bin. Verlangt alles andere von mir, und es soll Euch bewilligt sein!"

„So will ich nicht weiter in Euch dringen, wenn das die Ursache Eurer Weigerung ist," versetzte die Königin, durch die Rede ihres Gemahls geschmei-

chelt und getäuscht. Sie legte bei diesen Worten ihre Hand zärtlich auf seine Schulter. „Ew. Majestät denken nicht an unsre Umgebung,“ sprach Philipp, sich rasch ihrer Hand entziehend; die Königin erhob ihr Auge, jetzt erst gewahrte sie Alice, und plötzlich veränderte sie ihr ganzes Benehmen. Mit gerunzelter Stirn trat sie rasch von dem Könige zurück und begab sich in ihr Oratorium. Kaum hatte sie sich entfernt, als der Page schnell das Fenster öffnete und das Goldstück hinab auf die Terrasse schleuderte.

Philipp bemerkte zwar die Handlung des Jünglings, rügte sie aber nur durch einen ernsten warnenden Blick. Große Thränen perlten über die glühenden Wangen des Pagen und er wandte sich ab. Philipp näherte sich nunmehr Alicen, begrüßte sie höflich in englischer Sprache, und fügte dann hinzu, daß nur die Hoffnung, sich an ihrer Schönheit zu weiden, ihn veranlaßt habe, seine Gemahlin zu besuchen. Der Page verstand diese Worte, die Farbe wich aus seinem Antlitz, seine thränenschweren Wimpern bedeckten sein flammendes Auge. Alice verbeugte sich kalt gegen den Monarchen und zog sich bis zur Thür des Oratoriums zurück, hoffend, die Nähe seiner Gemahlin werde Philipp mehr Zurückhaltung auferlegen. Philipp wagte es auch wirklich nicht, ihr zu folgen, er nahm wieder in der Fenstervertiefung

Platz und gebot dem Pagen, die Laute zu nehmen, hielt aber seine Blicke fortwährend auf das junge Mädchen gerichtet. Alice bemerkte dies indeß kaum, denn ihre ganze Aufmerksamkeit war auf das Oratorium gerichtet, in welchem Marias heisere Stimme mit einer männlichen wechselte. Das Gespräch ward in einer fremden Sprache geführt, oftmals aber hörte Alice, daß beide Stimmen ihren Namen aussprachen. Alice fühlte ihr Herz von einer großen Angst erfaßt, sie konnte sich durchaus nicht denken, wie sie der Gegenstand eines Gesprächs zwischen der Königin und ihrem Beichtiger sein könne, denn kein anderer als dieser hatte Zutritt zu dieser andächtigen Stelle. Sie erinnerte sich, was der Page ihr in der letzten Nacht von der Rache der Königin gesagt hatte, aber sie verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Endlich war Philipp der Kälte des jungen Mädchens überdrüssig, er erhob sich und verließ das Gemach. Der Page, nahm seine Laute und zögerte noch ein wenig; als er an der Thür des Oratoriums vorüber kam, sprach die Königin noch heftiger und lauter, als vorhin. Er trat dicht zu Alicen und flüsterte ihr zu: „Seid auf Eurer Huth, sie berathen sich so eben jetzt über Euer Verderben, eilt auf Euer Gemach, schafft an Büchern und Papieren alles bei Seite, was Euch der Ketzerei verdächtig machen könnte. —

Alicens Wangen erblaßten. „Ich darf diese Stelle nicht verlassen,“ erwiederte sie leise, „die Königin könnte zurückkehren und meine Abwesenheit bemerken.“

Der Page drückte ihr bedeutungsvoll die Hand und enteilte dem Gemache. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm verschlossen, als Maria wieder aus dem Oratorium trat und durch allerhand nichtige Ursachen Alice im Zimmer fesselte, bis eine ganze Stunde vergangen war. Endlich erhielt das arme geängstigte Mädchen die Erlaubniß sich zurückzuziehen. Als sie mit klopfendem Herzen ihrem Zimmer zueilte, trat ein Diener des Palastes ihr entgegen, welcher ihr bemerkte, daß er den Befehl habe, sie zu Pater Joseph, dem Beichtiger der Königin zu führen. —

Während sich das, was wir so eben beschrieben, im Zimmer der Königin zutrug, saß der Schreiber Huntly im Gemache des Pater Joseph, wo er ein prachtvolles Meßbuch kopirte, das der Königin von England von dem Papste selbst zugesandt worden war. Es war ein seltnes Buch, in weißem Sammet eingebunden und mit einer schweren, goldenen, mit kostbaren Juwelen verzierten Spange geschlossen.

Der größte Werth dieses seltenen Werkes aber bestand in seinem Inhalte. Jede Seite zeigte au ihrer schneeweißen Oberfläche eine Legende oder heilige Geschichte, mit großer Geschicklichkeit niedergeschrieben von den größten Meistern Roms. Franz Huntly hatte die Kunst in Rom studirt, als er seinen Oheim und Beschützer, den Cardinal Pole, an den päpstlichen Hof begleitete und es war aus Gefälligkeit gegen diesen wackeren alten Prälaten, daß er jetzt seine ganze Geschicklichkeit verwandte um das Meßbuch zu copiren, welches Pater Joseph sich zu diesem Entzwecke von der Königin erbeten hatte. Noch vor wenigen Monaten hätte sich Huntly gefreut, ein solches Kunstwerk vollbringen zu können, jetzt aber hatten andre Gefühle in seinem Herzen Raum gewonnen. Sein neuer Glaube machte ihm den Inhalt des Buches verhaßt, und dennoch gab es wieder Augenblicke, in welchen er sich ganz seiner Kunst hingab. Ein solcher Moment war es grade als Pater Joseph, welcher bisher in demselben Gemache an einem andern Tische gearbeitet hatte, sich von seinem Sitze erhob und mit seinem gewöhnlichen geräuschlosen Schritt sich durch eine Thür entfernte, die in das Oratorium der Königin führte, alles, ohne daß der junge Schreibekünstler seine Abwesenheit bemerkte. Als der Priester zurückkehrte, hatte

Huntly seine Arbeit vollendet, und war eben beschäftigt seine Sachen zusammenzupacken und sich hinweg zu begeben. Er hatte Monate lang mit dem größten Eifer gearbeitet und jetzt, da das Werk vollendet war, drängte es ihn, nach London zu eilen, wo der Cardinal weilte, bemüht, die Grausamkeiten zu mildern, die der arglistige Bischof Bonner täglich ausübte. Als Pater Joseph sah, daß der junge Mann sich entfernen wollte, hielt er ihn zurück, er erklärte ihm, daß er im Begriff stehe, ein Verhör mit jemand vorzunehmen, welcher in Verdacht der Abtrünnigkeit gegen die heilige Mutter Kirche stehe, und daß er bei dieser Verhandlung einen Zeugen gebrauche, der das Examen niederschreibe.

Huntly hätte sich gern entfernt, aber plötzlich erstieg bei ihm die Ahnung, daß dieses Verhör auf eine ihm theure Person Bezug haben könne, und er erklärte sich also gleich bereit zu bleiben. Sein Herz war von Angst erfüllt, doch setzte er sich mit scheinbarer Ruhe und begann seine Feder zu schärfen. Nach Verlauf von ungefähr zehn Minuten, welche dem jungen Secretair so viele Stunden schienen, öffnete sich die Thür und Alice Copley trat herein. Sie war sehr bleich, aber ihre Wange färbte sich ein wenig, als sie sah, wer sich bei dem Priester befand. „Man sagt mir, daß Ihr mit mir zu spre-

chen wünschtet,“ sprach sie, indem sie sich langsam dem Geistlichen näherte.

„So ist es meine Tochter,“ antwortete der Pater in dem ihm eigenthümlichen leisen und gedehnten Tone, indem er seinen Blick eine Minute lang forschend auf sie richtete. „Man hat sich,“ fuhr er alsdann fort, „hoffentlich durchaus grundlos, bei Hofe ins Ohr geflüstert, daß Du schon wochenlang verabsäumt hast, der heiligen Messe beizuwohnen, wie es doch Ihre Majestät die Königin begehrte; daß Du Dich von dem Beichtstuhle fern gehalten und überhaupt die heiligen Pflichten versäumt hast, die einer guten Catholikin geziemen. In einer Zeit wie die unsrige muß unsere erhabene Monarchin ein wachsames Auge auf das geistige Wohl ihrer Dienerschaft halten; sie hat daher in ihrer gnadenvollen Milde geboten, daß Du, die Du ihrer erlauchten Person so nahe stehst, über diejenigen Lehrsätze befragt werden sollst, rücksichtlich welcher wir Anhänger des einzig wahren Glaubens von jenen Ketzern abweichen, die sich die Reformirten nennen.“ — Hier schwieg der Priester, nahm ein elfenbeinernes Crucifix zur Hand, hielt es Alicen vor und fuhr fort: „Kniee nieder vor dem Bilde unsers heiligen Erlösers, welches alle Treugläubigen heilig halten, und antworte, indem Du Deine Augen auf

dieses Crucifix richtest, mir auf die Fragen, die ich an Dich zu thun genöthigt bin."

Alicens Antlitz ward noch bleicher, sie wies sanft das Kreuz zurück und erwiderte mit einer Festigkeit, die ihren Worten eine wahrhafte Würde verlieh: „Morgens und Abends will ich mich in den Staub werfen, vor Dem, der Euch, ehrwürdiger Vater, wie mich geschaffen hat, aber ich kann meine Kniee nicht vor einem von Menschenhand gefertigten Bilde neigen."

Der Priester schien durch ihre Antwort keineswegs in Erstaunen gesetzt, er steckte das Crucifix wieder zu sich und sprach kalt und gedehnt wie vorhin: „durch diese Deine Weigerung giebst Du der Anklage gegen Dich Gewicht, willst Du nicht vor dem Bildnisse des Heilands niederknieen, so beantworte mir die Fragen, die ich als treuer Diener der wahren Kirche, selbst nach Deinem sündhaften Benehmen, an Dich richten muß. Sprich, glaubst Du an die Heiligkeit des Papstes, glaubst Du, daß er Gottes Statthalter auf Erden und keinem irdischen Potentaten unterworfen ist?"

Alice schwieg einige Augenblicke lang, mit gefalteten Händen und senkte ihr bleiches Haupt auf die Brust. Sie schien nach Kraft zu ringen, um dem schlauen Geistlichen so zu antworten, wie es

einem treuen Anhänger des neuen Glaubens geziemte. Der junge Schreiber saß angstvoll da, auch sein Gesicht war bleich und er schien fast eben so bewegt als die Jungfrau selbst. Endlich erhob Alice ihr Haupt, kreuzte ihre Hände auf der Brust, blickte mild auf den Priester und entgegnete: „Es ist durchaus nutzlos, weiter mit Fragen in mich zu dringen, ich bekenne mich hiemit als eine demüthige Anhängerin des — —“

„Alice, Alice, bedenkt was Ihr thut,“ unterbrach sie von Angst erfaßt und ihr näher tretend Huntly. Alice fuhr zusammen, es war ihr einen Augenblick lang, als müsse sie sich an seine Brust werfen und dort Schutz suchen; diese weibliche Schwäche aber verschwand bald wieder, sie wandte sich aufs Neue zu dem Geistlichen und sprach: „Ich bin eine Protestantin, verfahrt mit mir, wie es Euch beliebt!“

„Und ich, ich, „fiel Huntly heftig ein, „auch ich bin — —

„Ruhig, ruhig, junger Mann,“ unterbrach ihn Pater Joseph, „Cardinal Pole ist ein guter Catholik, ich habe kein Ohr für so unbesonnene Worte, wie sie seinem Neffen so eben auf den Lippen schwebten.“

„Und dennoch wollt Ihr mit Euren schlauen

Priesterfragen das Leben dieser arglosen Jungfrau in Gefahr bringen? fragte Huntly, indem er Alicens eiskalte Hand erfaßte und sich ernst gegen Pater Joseph wandte, „Schmach über ein solches grausames Verfahren, ich bekenne mich zu Dem allen, wozu sie sich bekannt hat, und ihr wollt mich nicht anhören, weil ich der Neffe des Günstlings der Königin Maria bin!“

Der Priester schien die Worte des raschen jungen Mannes durchaus nicht zu beachten, sondern sprach zu Alice gewandt: „Du gehst alsogleich auf Dein Gemach, während ich mich zu der Monarchin begebe, um mich mit ihr zu berathen, wie Du von Deiner hartnäckigen Ketzerei zu heilen bist. Unterdessen aber wage es nicht, Dich ihrer hohen erlauchten Person zu nähern.“ —

Hier ward Pater Joseph durch das Eintreten von zwei Männern unterbrochen, welche beauftragt worden waren, Alicens Zimmer zu durchsuchen.

Die beiden Männer kamen mit leeren Händen zurück, berichtend, daß sie weder Papiere noch Bücher gefunden hätten; eine Erklärung, die das arme Mädchen nicht wenig in Erstaunen setzte, denn unter ihrem Kissen lag ihr Gebetbuch und in ihrem Schreibtische befanden sich viele Blätter mit Stellen aus der heiligen Schrift.

Alice wollte nun dem Befehle des Priesters Folge leisten und sich hinweg begeben, aber noch bevor sie die Thür erreichen konnte, schwanden ihre Kräfte, so daß sie zu Boden gesunken wäre, hätte Huntly sie nicht in seinen Armen aufgefangen. Er trug sie in einen Lehnsessel und that sein Möglichstes, sie zu beruhigen. Der Geistliche entließ die beiden Männer, blickte bedenklich auf den jungen Mann, der so sorgsam um die Jungfrau beschäftigt war, und verschwand durch die Thür, welche in das Oratorium der Königin führte.

Alice schlug endlich die Augen auf. Sie sah sich allein mit dem geliebten Manne, mit dem sie insgeheim verlobt war, und der Gedanke, daß sie ihn vielleicht zum Letztenmale sähe, erfüllte sie mit Schrecken. Sie warf sich an seine Brust und weinte bitterlich. Huntly bemühte sich, sie zu beruhigen, er bemerkte ihr, daß ihre Jugend, ihre Schönheit schon hinreichend sein würden, ihre grausamen Richter, die Bischöfe, zu verhindern, sie zu verdammen. Auch meinte er, Pater Joseph werde vielleicht ihr Geständniß der Königin verschweigen, oder diese sie nicht den Gerichten preisgeben. Im schlimmsten Falle aber sei sein Oheim, der Cardinal, da, ein edler, großherziger Mann, der ihn zärtlich liebe Er besitze großen Einfluß bei der Monarchin, er

würde ihr das Wort reden, es sei also nichts zu fürchten, vielleicht nur eine Haft von einigen Tagen. So suchte er sie und sich durch Hoffnungen zu beruhigen, an welche Beide nicht glaubten.

So verging fast eine Stunde, da vernahmen sie plötzlich ein leises Geräusch an der Thür. Sie fuhren zusammen, denn sie wähnten, ihr Verfolger nahe; Huntly drückte die Geliebte noch einmal an seine Brust — dann trennten sie sich. Alice hätte gern ihren Vater aufgesucht, aber ihre Glieder versagten ihr den Dienst. Auf dem Wege nach ihrem Gemache traf sie auf einen Diener, den sie bat, ihren Vater zu benachrichtigen, daß seine Tochter krank sei, recht krank und sehnlichst nach ihm verlange. Der Jüngling erwiderte, daß er ihren Auftrag besorgen würde, daß er aber nicht wisse, wo er Herrn Copley auffinden solle, da derselbe seit dem frühen Morgen nicht im Palaste gewesen sei, zu welcher Zeit er sich mit zwei seltsam aussehenden Männern aus London in den Park begeben habe. Die Besorgniß rücksichtlich der Sicherheit ihres Vaters steigerte ihre Angst noch mehr. Sie raffte ihre Kraft zusammen und erreichte endlich glücklich ihr Gemach. Dort lag alles in der größten Unordnung bunt durch einander, das Bett war

durchwühlt, alle Schubfächer standen offen, alle Sachen lagen auf dem Fußboden umher.

Alice schwankte zu einem am Fenster stehenden Sessel; vor ihr stand ihr Schreibetisch; die vorhin erwähnten Papiere und Blätter waren nicht mehr vorhanden. Statt ihrer aber lag in dem Schubfach ein Blumenstrauß, sichtlich so eben gepflückt, denn noch glänzte der Thau auf den Blättern. Alice erfaßte die Blumen und ein schwaches Lächeln umzuckte ihre Lippen; irgend ein Freund also mußte in ihrem Zimmer gewesen sein. Sinnend saß sie da, den Strauß in der Hand, sehnsuchtsvoll der Ankunft ihres Vaters entgegenharrend. Endlich vernahm sie Schritte im Corridor und rasch erhob sie sich von ihrem Sitze. Die Thür ward aufgerissen und zwei bewaffnete Männer traten ungestüm ins Zimmer. Einer derselben legte auf plumpe Weise die Hand auf Alicens Schulter, während der Andere ihr ein, mit dem Wappen Englands besiegeltes Pergament vorhielt, und den Inhalt desselben herlas. Unterdessen war Alicens ganze Seelenkraft zurückgekehrt, sie entwand sich der rauhen Hand, die sie gefaßt hielt, vernahm den Befehl ihrer Gefangennahme und fragte sanft, wohin sie geführt werden solle.

„Wir sind nicht hieher gekommen, um Eure Fragen zu beantworten,“ erwiderte einer der Män-

ner auf rohe Weise. Folgt uns, arge Ketzerin, und kümmert Euch um das Uebrige nicht.

„Ich bin bereit," entgegnete Alice, indem sie ihren Mantel umschlug und den Blumenstrauß unter demselben verbarg, so als fürchte sie, er könne ihr genommen werden, „ich bin bereit!" —

Alice folgte schweigend den Männern zu Fuße bis vor die Stadt hinaus. Dort hielt an der Landstraße einer jener schwerfälligen Wagen, wie sie zu jener Zeit gebräuchlich waren, eine Abtheilung bewaffneter Männer bewachte ihn. Die Gefangene mußte einsteigen, die beiden Männer nahmen neben ihr Platz, und der ganze Zug setzte sich rasch in Bewegung, Alice wußte nicht wohin. Sie war dergestalt von ihren Gefühlen überwältigt und erschöpft, daß sie in dem Wagen ohnmächtig zusammensank, und ihr Bewußtsein nicht eher wieder gewann, als bis die Kutsche an den Ufern der Themse anhielt. Sie erwachte wie aus einem schweren Traume auf den Tower. Sie zog ihren Mantel dicht über das Antlitz und folgte, den plumpen Scherzen der Gefangenwärter kein Ohr leihend, durch die düstern Gänge des Kerkers. Endlich machte man vor einer eisenbeschlagenen Thür halt, die Riegel wurden fortgeschoben, der riesige Schlüssel knarrte im Schlosse, die Thür kreischte in ihren Angeln und Alice stürzte

mit einem lauten Freudengeschrei hinein ins Gefängniß, denn in demselben erblickte sie ihren theuren Vater. Sie schlug ihre Arme um ihn, warf sich an seine Brust und vergaß einen Augenblick lang, was sich mit ihr zugetragen hatte. Dann aber fiel es ihr plötzlich ein, daß auch er ein Gefangener sei — daß sie beide im Tower wären. Ihre Augen schlossen sich, sie sank ohnmächtig zusammen.

Es vergingen, nachdem Alice das Gemach des Pater Joseph verlassen hatte, mehrere Augenblicke, bevor Huntly zum vollständigen Bewußtsein seiner schmerzlichen Trennung von ihr gelangte. Er blickte noch immer starr nach der Thür, durch die sie verschwunden war, als der Priester wieder ins Zimmer trat. Er schlich wie eine Katze zu dem jungen Manne hin und berührte leise seinen Arm. „Mein Sohn," sprach er in seinem kalten ruhigen Tone, „ich möchte Euch in Betreff Eurer hier vor wenigen Augenblicken ausgesprochenen unbesonnenen Worte rathen — —"

„Hinweg von mir, Schlange," unterbrach ihn mit großer Heftigkeit Huntly, indem er die Hand des Priesters hinweg schleuderte und sein flammen-

des Auge auf das leidenschaftlose Gesicht desselben richtete. „Verlangt Ihr noch ein Opfer hier bin ich, aber berührt mich nicht!“

Das Antlitz des Geistlichen röthete der Zorn einen Augenblick lang, dann aber ward es wieder kalt und ruhig wie zuvor. —

„Führt der ketzerische Glaube zu einem so unverständigen Benehmen?“ fragte er, „bedenke doch, Sohn, daß Dein würdiger Oheim mir die Sorge für Dein geistiges Wohl anvertraut hat; mit großem Schmerze wird er Deine vorübergehende Hinneigung zu dem ketzerischen Glauben vernehmen, denn für vorübergehend will ich dieselbe noch immer halten“ Der Priester schwieg, denn Huntly hatte sich abgewandt, und raffte schnell die von ihm gefertigten Abschriften der Legenden zusammen. Er band sie zusammen und trat alsdann dicht vor den Geistlichen. „Lebt wohl,“ sprach er finster, „Ihr habt heute ein Leben in Gefahr gebracht, das mir theurer ist, als mein eigenes. Ihr, den ich liebte und verehrte, Ihr seyd das verächtliche Werkzeug eines eifersüchtigen Weibes geworden. Sprecht mir nie wieder den Namen meines edlen, großherzigen Oheims aus, sein schönes Herz würde sich empören bei einer solchen Entweihung des geistlichen Standes. Lebt wohl, ich weiß, auch mein Leben ist in Euren Hän-

den, weiß, daß Ihr von heut an mein Feind seid, denn auch ich bin Protestant!"

Nachdem er diese Worte in einem festen entschlossenen Tone gesprochen, verließ Huntly das Gemach, und schon nach einer Stunde hatte er ein Pferd bestiegen, um nach London zu eilen. Pater Joseph gab durch nichts zu erkennen, daß die Rede des jungen Mannes auch nur den leisesten Eindruck auf ihn gemacht. Als die Thür sich hinter Huntly geschlossen hatte, setzte er sich nieder, um zu schreiben, aber seine Ruhe war nur erzwungen. Cardinal Pole war sein Beschützer und sein Freund gewesen, Huntly war dessen Neffe, und trotz der äußeren Kälte kämpften doch die heftigsten Gefühle in dem Herzen des Priesters mit einander. So sehr Huntly nun auch danach verlangte, sich nach London zu begeben, beschloß er dennoch erst den Versuch zu wagen, ob er nicht Alice oder deren Vater, wenn auch nur auf einige Augenblicke, sprechen könne. Seine Bemühungen in dieser Rücksicht blieben indeß fruchtlos und von der Angst wegen ihres Schicksals fast zur Verzweiflung gebracht, wollte er so eben sein Roß anspornen, als plötzlich sein Arm leise berührt wurde, er wandte sich rasch und erblickte den Pagen des Königs Philipp. Der Jüngling drückte ihm rasch ein Pergamentblättchen in die Hand und eilte

von dannen, so als fürchte er bemerkt zu werden. Das Blättchen enthielt folgende Worte: „Er ist diesen Morgen mit Tagesanbruch als Gefangener in den Tower gebracht worden, seine Tochter wird noch vor Mitternacht bei ihm sein. Seid in Betreff Euer eigenen Sicherheit vorsichtiger, als Ihr es vor einer Stunde gewesen, oder Ihr werdet Euch aller Macht beraubt sehn, ihnen zu helfen.“ —

Huntly las diese Zeilen, spornte sein Roß an und sprengte von dannen. In einiger Entfernung von der Stadt holte er einen Wagen ein, welcher sich schwerfällig dahin bewegte und von mehreren bewaffneten Männern begleitet war. Als Huntly vorübersprengen wollte, blickte er in die Kutsche; aber plötzlich hielt er sein Pferd mitten im Sprunge an, warf noch einen Blick in den Wagen, dann bohrte er auf's Neue seine Sporen dem Thiere in die Seiten und flog von dannen, so schnell es ihn fort zu tragen vermochte. Er hatte in dem Wagen, zwischen zwei rohen Männern, eine zarte, weibliche Gestalt gewahrt, die das Antlitz bleich und thränenschwer zu Boden gesenkt hatte, es war das Antlitz Alice Copleys.

Cardinal Pole, der wackere, fromme Prälat, saß allein in seinem Gemache. Es war ein großes Zimmer, mit hohen schmalen Fenstern, denen gegenüber Bücherschränke standen, die mit colossalen Bänden angefüllt waren. Kostbare Gemälde, die der Cardinal aus Rom mitgebracht hatte, zierten die Wände zwischen den Schränken. Ein reicher, in einem italienischen Kloster gewirkter Teppich, bedeckte den Fußboden. Der alte Cardinal saß in einem Lehnsessel, aus künstlich geschnitztem Ebenholz; er war unfehlbar mit Lesen beschäftigt gewesen, denn mehrere aufgeschlagene Bücher lagen vor ihm. Er hatte sich in seinem Sessel zurück gelehnt und schien über das so eben Gelesene nachzudenken. Das Ganze war ein Bild wohlthuender Ruhe.

Vor dem Cardinal Pole war ein Fenster geöffnet und das sanfte Auge des wackern Prälaten blickte zuweilen über den schönen Garten, der bis zum Ufer der Themse führte. Obgleich das Haus des Cardinals mitten in London stand, so war es dennoch so weit von der Straße entfernt, daß nur ein ungewöhnlich lautes Geräusch zu ihm dringen konnte; plötzlich aber erschallte draußen ein so gewaltiger Hufschlag, der grade vor seiner Wohnung aufhörte, daß der gute alte Prälat dadurch aus seinen süßen Träumereien geweckt wurde. Ein

Lächeln umspielte seine Lippen, er schlug das Buch zu und sprach: „für heute wird es mit dem Lesen vorbei sein, der Himmel segne den guten Jungen, wie eifrig ihm nach der Gegenwart des alten Oheims verlangt. Ich sollte zürnen über sein ungebändigtes Reiten, aber nein doch, nein, mag er immerhin sein Pferd antreiben, er bleibt dann um so länger bei mir.“ — Indem er diese Worte freudig zu sich selbst sprach, saß der alte wackere Prälat da und schauete nach der Thür, durch die er jeden Augenblick erwartete, seinen Neffen eintreten zu sehen.

Es war wirklich Franz Huntly, welcher auf schäumendem Rosse daher gesprengt kam, dessen Lauf er erst vor der Wohnung seines Oheims hemmte. Der junge Mann befand sich in der größten Aufregung, seine Kleider waren beschmutzt, das Haar hing ihm wild um das bleiche Antlitz, über welches der Schweiß hinabperlte. Auch sein Roß war erschöpft und von Schweiß triefend, so als ob es durch einen Fluß geschwommen wäre.

Huntly schwang sich aus seinem Sattel, warf die Zügel seines edlen Thieres einem Diener zu und flog, ohne wie sonst die Kleider zu wechseln, die Stiege hinan, nach dem Gemache, in welchem sich sein ehrwürdiger Verwandter befand.

„Willkommen, willkommen, mein Sohn!“ rief

der wackere Greis, welcher, als der junge Mann eintrat, sich freudig aus seinem Sessel erhob und ihm die Hand entgegen streckte. Huntly senkte das Haupt, seine Brust hob sich gewaltig, er konnte kein Wort über seine Lippen bringen, und als seine brennende Hand die seines Oheims berührte, fragte dieser besorgt, was ihm fehle.

„Ich bin nicht krank, mein Oheim," entgegnete endlich Huntly, „aber ich bitte Euch, es mir zu verzeihen, daß ich auf so ungeziemende Weise Eure Studien unterbreche."

„Ei nicht doch, nicht doch," lächelte der Prälat. „Bücher sind allerdings eine angenehme Gesellschaft, bei weitem aber keine so freundliche, als die liebe Stimme des Sohnes meiner theuren Schwester. Setze Dich hier an's Fenster, damit die frische Luft von der Themse her Deine heiße Wange kühle, während ich einen erfrischenden Trank beordre.

Der Cardinal schritt, während er diese Worte sprach, zur Thür, Huntly aber trat an das offene Fenster, erfreut, eine Gelegenheit zu haben, sich ein wenig sammeln zu können. Der Greis kehrte sogleich zurück, nahm wieder in seinem Lehnsessel Platz und richtete seinen forschenden Blick auf seinen Neffen, der in heftiger Aufregung in den Garten starrte. Nach einigen Augenblicken trat ein Diener herein,

der ein kostbar gearbeitetes goldenes Präsentierbrett trug, auf dem ein goldener, mit köstlichen Edelsteinen geschmückter Becher stand. Der Becher war bis zum Rande mit trefflichem Weine angefüllt; der junge Mann griff hastig danach und würde ihn in seiner Zerstreutheit bis auf den letzten Tropfen geleert haben. „Gemach, gemach," warnte der Greis lächelnd, „allerdings duftet der Wein lieblich, aber er ist zu stark für solchen Durst."

„Ich wußte kaum, was ich trank," entgegnete der Jüngling etwas verlegen, „aber es wird mir nichts schaden."

Der Cardinal schien erst jetzt zu bemerken, daß mehr als gewöhnliche Anstrengung auf seinen jungen Verwandten einwirke. „Komm hierher, mein Sohn," sprach er, „berichte mir, was ist Dir Unangenehmes begegnet während Deines Aufenthaltes zu Windsor? Hat Deine königliche Gebieterin Dich etwa mit Kälte behandelt? Oder ist Dir die Abschrift des kostbaren Meßbuches mißlungen, mit der Du Deinen alten Oheim zu erfreuen gedachtest? Sei deshalb nicht betrübt, ich nehme mit dem guten Willen vorlieb."

„Ich habe die Abschrift beendet, mein theurer Oheim, hier ist sie," erwiderte Huntly, indem er seine Kniee vor dem ehrwürdigen Prälaten neigte

und ihm seine Arbeit überreichte. Die Augen des alten Herrn leuchteten, als er die kunstvoll gefertigten Blätter überblickte.

„Ich danke Dir, mein theurer Sohn," sprach er, „ich würde das Werk für schnell beendigt gehalten haben, hätte ich es nach sechs Monaten empfangen. Du hast mir große, große Freude bereitet." — Und wieder blickte er in die herrlichen Blätter. „Aber der Himmel verzeihe mir, in meinem Vergnügen vergaß ich nach dem Befinden unsrer königlichen Gebieterin und dem des guten Pater Joseph zu fragen."

„Wollte Gott, ich hätte niemals den kaltherzigen Priester noch seine tyrannische Herrin geschauet!" rief plötzlich Huntly mit einer Heftigkeit, über die er selbst erschrak, als er die Wirkung derselben auf den Cardinal bemerkte. Der Greis fuhr erschrocken in seinem Sessel zusammen, die Pergamentblätter entfielen seiner Hand, und mit einem fast zornigen Ausdruck blickte er sehr streng in das Antlitz seines Neffen.

„Geh auf Dein Zimmer, Knabe, geh," sprach er einem etwas vorwurfsvollen Tone, „der Wein hat Deine Zunge rebellisch gemacht, geh auf Dein Zimmer, geh."

„Mein theurer Oheim," versetzte der junge Mann,

„ich mag Euch heftig und unverständig erscheinen, aber mein Gehirn ist in diesem Augenblick klar, wie das Eurige. Ich möchte um keinen Preis etwas vorbringen, das Euch Kummer verursachte — heut aber, grade heute hat die Königin Maria ihre eiserne Hand auf ein Wesen gelegt, im Vergleich zu dem sie in ihrem Königspurpur nur ein Geist der Finsterniß ist.

„Von wem redest Du?" fragte der Cardinal sanfter, denn er gewahrte, daß der junge Mann sich in einer an Verzweiflung gränzenden Aufregung befand.

„Von meiner verlobten Braut," antwortete Huntly; doch sein Antlitz ward blaß, als er diese Worte ausgesprochen hatte, denn er fühlte, daß sie auf immer das Band zerreißen würden, was ihn an das Herz seines Oheims fesselte. Auch die Wange des Greises erblich, doch blieb er scheinbar ruhig. Er erhob sich aus seinem Sessel, legte die Hand auf die Schulter seines Neffen, blickte ihm ins Auge und sprach in einem sanften, und grade deshalb um so wirksameren Tone des Vorwurfs: „Franz Huntly, Du hast weder Vater noch Mutter, und ich bin also Dein nächster Anverwandter. Ich bin ein Greis, und mein Herz hat schweren Kummer gekannt. Wenn ich in meinen alten Tagen noch mehr extra-

gen sollte — wenn Du, in dem sich meine letzte irdische Liebe conzentrirt hat, dieselbe mit Ungehorsam und Täuschung vergiltst, dann giebt es zwischen mir und dem Grabe keinen Lichtpunkt mehr. Jetzt sprich, verschweige mir nichts, laß mich alles, alles hören."—

Der Greis setzte sich wieder, Franz Huntly stand neben ihm und stützte sich auf seinen Lehnsessel. Die letzten Worte des betagten Greises hatten ihn mächtig erschüttert. „Ich habe Unrecht gethan," stammelte er endlich, „indem ich meine Gedanken, meinen Wunsch einem Manne verhehlte, der mein theurer Verwandter ist, und der mit der väterlichsten Liebe an mir gehandelt hat. Aber ich habe nicht mit Absicht so gehandelt, ich wußte nicht, wie sehr ich das edle Mädchen liebte, bis ich sie in der letzten Woche verfolgt und bitter gekränkt sah, bis sich mein Herz mir selbst offenbarte. Ich wähnte, es sey nur Mitleid, ich hatte keine Ahnung, daß die Liebe mich so allgewaltig erfaßt hatte. Ich gestand es Euch nicht, mein Oheim, das Gefühl schien mir zu heilig, ich mußte es tief, tief in meiner eigenen Brust verborgen halten, ich durfte es mir selbst kaum eingestehen. Erst als diese Leidenschaft meine Vernunft völlig überwältigt hatte, erfuhr ich, welche Schranke sich zwischen mir und ihr erhob; ich erfuhr, daß ihr Vater ein verarmter Edelmann sei,

arm wie ich, aber ich vertrauete auf Eure Güte, theurer Oheim — ich kannte Eure Geringschätzung des Reichthums und so nährte sich mein Herz mit den süßesten Hoffnungen. „Endlich, endlich," fuhr Huntly in einem leiseren und bebenden Tone fort, „endlich erfuhr ich auch, daß die Geliebte meines Herzens — obgleich sie dem Haushalt der Königin angehörte — gewagt hatte, gewissen Gedanken Raum zu geben, daß ihr edler Sinn sich empörte über die Grausamkeiten, die rund um sie her begangen wurden, und sie begann die gekränkte Tugend zu bemitleiden — die Lehren des neuen Glaubens zu prüfen — kurz, einige Wochen bevor ich sie kennen und lieben lernte, war sie eine Protestantin geworden.

Cardinal Pole erhob sich von seinem Sitze in der allergrößten Bestürzung. Er schritt mehrmals im Zimmer auf und ab, dann kehrte er in seinen Sessel zurück, „Ein Ketzerin, heilige Jungfrau Maria, beschütze uns, eine Ketzerin! Himmel und Erde," rief er, „ach, daß es dahin kommen mußte!"

„Ich liebte das Mädchen," fuhr Huntly fort, „selbst ihres Glaubens wegen, obgleich derselbe mit dem meinen im Widerspruche stand, denn ihre Religion lehrt ein stilles, ruhiges Vertrauen auf Gott, frei von geistiger Eifersucht und Fanatismus. Viel-

leicht war es der Wunderklang ihrer lieben Stimme, als sie mir aus der heiligen Schrift vorlas, was mich bewog, die Worte derselben genau zu prüfen. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich las und las, und insgeheim unter dem Laubdache der alten Eichen, nur geschauet von dem stillen Auge der Nacht, offenbarte sich mir ein neuer Glaube, lernte ich, daß ich es wagen dürfte, mich selbst dem Throne Jehovas zu nahen und im innigen Gebet und in frommer Andacht meine eigene Sache führen zu können, ohne die Fürsprache von Heiligen oder — —"

Huntly unterbrach sich selbst, denn der alte Cardinal hatte sich erhoben und stand jetzt vor ihm da mit der ganzen Würde eines edlen Mannes, dessen Herz schmerzlich getroffen ist; aus seinen Augen sprach ein unendliches Wehe, seine Lippen bebten und auf seiner Stirn hatte sich eine Wolke des Grams gelagert, welche verkündeten, daß seine theuersten Gefühle auf das Schwerste verletzt worden waren.

„Franz, mein Sohn," sprach er mit fast gebrochner Stimme, „rede nicht weiter! Ich habe lange Jahre unsrer heiligen Kirche gedient. Jeden Tag würde ich mit Freuden meinen Kopf auf dem Altare derselben geopfert haben, um ihn frei von der Ketzerei zu erhalten. Laß jetzt nicht Deinen Fuß auf einen Glauben treten, den Jahrhunderte geheiligt

haben, willst Du nicht Deine eigene Seele verderben und das Herz eines alten Mannes brechen, der Dich liebt."

Einen Augenblick lang herrschte in dem Gemache die tiefste Stille. Der Cardinal hatte wieder Platz genommen und bedeckte sein Antlitz mit den Händen, die Antwort seines Neffen erwartend. Huntly aber konnte kein einziges Wort hervorbringen, der Anblick des tiefen Grams seines Oheims machte ihn fast zu einem Abtrünnigen. Er hätte eher den Argumenten von tausend Geistlichen trotzen, eher den Flammen des Scheiterhaufens unterliegen mögen, als Zeuge dieses Schmerzes zu sein. Endlich ließ der Greis die zitternden Hände sinken, und mit einem trüben Lächeln blickte er auf seinen Neffen

„Ich bin im Irrthum, nicht wahr?" begann er, „ich gab Deinen Worten eine zu scharfe Bedeutung Du bist kein Ketzer, mein Sohn, nicht wahr, Du bist es nicht? Es würde Deiner guten verewigten Mutter selbst im Paradiese noch Thränen entpressen. Sprich, sprich, ich beschöre Dich, hebe meine Zweifel! Nicht wahr, Du Sohn meiner geliebten Schwester, Du bist kein Ketzer?"

In dem Herzen des jungen Mannes fand ein furchtbarer Kampf statt; denn die Stimme seines

Oheims war so weich, so liebevoll, daß es fast unmenschlich war, die Wahrheit einzugestehen. Endlich sank er nieder auf seine Kniee. „Oheim stammelte er, „Verzeihung, ich möchte hier lieber zu Euren Füßen sterben, als Euch Kummer verursachen, aber ich kann keine Lüge aussprechen, ja — ich bin Protestant!"

Der alte Cardinal sank in seinen Sessel zurück, der Schreck hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen, Franz Huntly sprang in großer Angst auf, er hielt den edlen Greis für todt. Er that alles Mögliche, ihn wieder zum Leben zu erwecken, er öffnete die Fenster, damit die frische Luft hereindringe. Es währte eine geraume Zeit, als der Greis sein Bewußtsein wieder erlangte; endlich schlug er das Auge wieder auf, das bleiche Haupt hob sich von dem sammtenen Kissen empor. „Hilf mir aufstehen, sprach er mit schwacher Stimme, „ich will mich in mein Oratorium begeben." Huntly führte sorgsam den ehrwürdigen Mann durch das Gemach und hob die Vorhänge, welche dasselbe von dem Oratorium trennten. „Du bleibe hier zurück," gebot der Cardinal mit mildem Tone, „ich kehre bald wieder," unterdessen bedenke alles, was Du mir zu sagen hast, wir wollen alsdann ruhig von der unglücklichen Sache reden, wie es zwei schwachen Sterblichen ge=

ziemt, welche durch die Bande des Bluts mit einander verbunden sind."

Der junge Mann senkte bekümmert sein Haupt, der Vorhang schloß sich und er wandte sich schweren Herzens ab. Es verging eine ganze Stunde, bevor Cardinal Pole in sein Studierzimmer zurückkehrte, als er aber wieder erschien, war sein Antlitz ruhig und der Ausdruck desselben, wenn auch bekümmert, doch sanft und gütig. Huntly holte etwas freier Athem, denn das erste schwerste Bekenntniß war ja abgelegt.

Der Greis näherte sich der Fenstervertiefung, in welcher sein Neffe stand, und einige Augenblicke lang blickte er schweigend hinab auf die Themse. Plötzlich schreckte Huntly mächtig zusammen. Ein Wagen fuhr vorüber, von bewaffneten Männern umgeben, zwischen zwei Männern saß ein in einen Mantel gehülltes Frauenzimmer. Als Huntly hinabschautete, gewahrte er, daß einer der Männer sich zu der Letzteren hinabneigte und heftig in sie zu dringen schien, ja daß er ihr mit plumper Geberde die Kappe von dem Antlitze zog, worauf eine Fülle blonden Haars und ein bleiches Antlitz sichtbar wurden; das Frauenzimmer, dessen Blick vom Ufer her, wo der Wagen hinrollte, sich gerade auf das Fenster richteten, an welchem der Cardinal und sein

Neffe standen, stieß plötzlich einen lauten Schrei aus.

„Schauet hinab, mein Oheim, schauet hinab," rief Huntly dem Cardinal zu, „auf diesem Wege führt man meine Verlobte ihrem Untergange entgegen. Die Engel im Himmel sind nicht reiner, nicht schuldloser als sie, und dennoch muß sie sterben, als Opfer der Eifersucht eines tyrannischen Weibes. Zürnt mir nicht, ach, meine ganze Seele empört sich bei dem Gedanken, welches Schicksal meiner theuren Verlobten harrt."

Cardinal Pole zog seinen Neffen sanft von dem Fenster hinweg, bat ihn, sich zu beruhigen und vertrauensvoll auf den Rath und Beistand zu zählen, die er ihm angedeihen lassen wolle, sobald er von dem Hergange der Sache vollständig unterrichtet sein würde. Das schlimmste Bekenntniß war bereits ausgesprochen, und Huntly war bald ruhig genug, um seinem edlen Verwandten alles zu erzählen, was ihm selbst von der Verfolgnng Alice Copleys und ihres Vaters bekannt war. Seine Worte machten auf den würdigen Prälaten einen gewaltigen Eindruck. Obgleich er jetzt überzeugt war, daß die Leidenschaft für die schöne Ketzerin ihn zu der Abtrünnigkeit verleitet hatte, hoffte er dennoch seinen Neffen zu dem katholischen Glauben zurückzuführen, be-

vor sein Uebertritt zu dem neuen Glauben öffentlich bekannt sein würde; auch verzweifelte er nicht daran, sich gerade des schönen leidenden Mädchens als Werkzeug dabei zu bedienen, sobald es ihm gelingen würde, die Königin zu einem weniger grausamen Verfahren gegen sie zu bestimmen. Er versprach, sich bei Maria für die Gefangenen zu verwenden, beschwichtigte seinen jungen Neffen mit sanften Worten, bat ihn, die ganze Angelegenheit ihm zu überlassen, und verlangte dagegen von dem jungen Manne nur das Versprechen, keiner lebenden Seele zu offenbaren, daß er seinem bisherigen Glauben untreu geworden sei. Huntly versprach, was sein Oheim von ihm verlangte, er küßte ehrerbietig die Hand des ehrwürdigen Prälaten nnd begab sich auf sein Zimmer, fest überzeugt, daß sich alles noch günstig gestalten werde für diejenige, die er liebte; doch war er aufs Aeußerste erschöpft.

Der Cardinal blieb in seiner Bibliothek zurück, mächtig erschüttert von dem, was er so eben erfahren hatte, aber er verband mit einem edelmüthigen Herzen einen scharfen Verstand. Gefühl und Vernunft sagten ihm, das es rathsam sei, mit seinem verirrten Neffen milde zu verfahren, und noch lange nachdem die Schatten sich schon in seinem

Gemache verbreitet hatten, saß der wackere Prälat sinnend in seinem Lehnsessel da.

Ziemlich weit entfernt von den Gemächern, welche die Königin Maria in Windsor Castle bewohnete, befanden sich der Etikette zufolge die Gemächer des Königs Philipp. Gleichsam als sei es seine Absicht, seine Geringschätzung gegen alles, was die Königin und ihr Land betraf, an den Tag zu legen, hatte er seine Gemächer ganz auf die prachtvolle Weise ausschmücken lassen, welche die Mauren in Spanien eingeführt hatten. In einem dieser Zimmer, das kaum größer war, als das Boudoir einer eleganten Dame unsrer Zeit, saß ein Frauenzimmer in seltsamer Tracht, aber von ausgezeichneter Schönheit. Ein Gewand von purpurrother Seide umschloß in reichen Falten ihre reizenden Glieder, und ward durch eine mit Gold gestickte Schärfe zusammen gehalten Ihre vollen schwarzen Locken wurden theils durch ein seidenes Netz fest gebunden, theils umwallten sie ihre lieblichen Züge in üppiger Fülle' Ihre kleine zarte Hand glitt nachlässig über eine Laute, welche halb auf ihren Schooß, halb auf dem sammtenen Polster ruhte, auf dem sie saß.

Eine Zeitlang blieb sie in dieser ruhigen Stellung, dann warf sie ungeduldig die Laute bei Seite. sprang von ihrem Sitze auf und schritt durch eine offenstehende Thür. Von dem Zimmer, in welches sie jetzt trat, führte ein Gang in die Gemächer der Konigin; aber die Thür war verschlossen und der Schlüssel steckte auf. Ein spöttisches, aber auch freudiges Lächeln umzuckte den Mund der jungen Dame, als sie den Schlüssel betrachtete und vor sich hinsprach: „das Schloß ist eingerostet, weil es so selten benutzt wird, die arme liebedurstige Königin." Und noch immer lächelnd trat sie vorsichtig in den Gang, denn sie wagte es nicht, eine Lampe zu nehmen. Die Thür, welche in Marias Ankleidezimmer führte, war nicht verschlossen, aber der Eingang in dasselbe durch einen schweren Vorhang bedeckt. Nachdem das junge Frauenzimmer einige Augenblicke lang gehorcht hatte, trat sie leise ein und verbarg ihre zarte Gestalt in der faltenreichen Draperie wo sie alles mit anhören konnte, was in dem Gemache vorging. Alles schien indeß dort todtenstill, und unsere schöne Lauscherin würde geglaubt haben, daß sich niemand im Zimmer befinde, hätte sie nicht das Rauschen eines seidenen Gewandes auf dem Fußboden vernommen. Sie faßte in ihr Gewand, zog einen scharfen Dolch hervor und ritzte

alsdann mit demselben eine Oeffnung in den Teppich, durch welche sie alsdann ruhig schaute. Die Königin befand sich in dem Zimmer, sie war allein. Es schien als schicke sie sich an, sich zur Ruhe zu gegeben, ihre Kammerfrau war schon entlassen, der Schmuck war aus ihrem Haar genommen und sie war mit einem weiten seidenen Nachtgewande bekleidet. Schon wollte sich die anmuthige Horcherin entfernen, als sich plötzlich die entgegengesetzte Thür öffnete und König Philipp hereintrat. Maria schrak freudig zusammen, so angenehm überraschte sie die Ankunft ihres königlichen Gemahls.

„Madame," sprach Philipp in einem kalten strengen Tone, indem er, als seine Gemahlin liebevoll auf ihn zueilte, finster zurücktrat, „ich komme Euch um Auskunft zu befragen über eine Dame Eures Hofstaates, ich meine Miß Alice Copley. Ich hörte, sie sei auf geheimnißvolle Weise und von Bewaffneten begleitet aus diesem Schlosse geführt worden. Bevor ich mich zur Ruhe lege, möchte ich aus Eurem Munde hören, ob sich dies so verhält. Sprecht also, Madame, habt Ihr es gewagt, meinem Willen entgegen zu handeln, und jene Abreise zu befehlen?"

Die Königin erglühte vor Furcht und Zorn, der Letztere aber trug den Sieg davon. „Wir haben

Eurem schönen Dämchen eine andere Wohnung angewiesen," entgegnete sie spöttisch, „sie wird bei meiner Treu dort nicht so sanft ruhn, wie hier in unserm Schlosse. Der Tower in London hat keinen Park, in dem treulose Dienerinnen und pflichtvergessene Prinzen zusammen treffen können. Dort wenigstens ist unsre Herrschaft noch unbeschränkt.

„Wie, Weib, Ihr habt gewagt?" tobte Philipp und er würde noch mehr gesagt haben, hätte ihn nicht die Königin mit verletzender Kälte unterbrochen: „Alice Copley ist in dem Tower," sprach sie. „und ich will die Feder nicht wieder zum Pergamente führen, geschieht es nicht, um ihr Todesurtheil zu unterzeichnen."

„Hölle und Teufel!" schrie Philipp zornsprühend stürzte er aus dem Gemach, dessen Thür er hinter sich zuwarf; schon nach einem Augenblick aber kehrte er zurück. „Madame," sprach er, „Euren Siegelring, wenn ich bitten darf, ich will Miß Copley in ihrem Gefängniß besuchen, und da könnte ich desselben bedürfen."

„Nimmer, nimmermehr!" erwiderte Maria, indem sie krampfhaft die Hand zusammenzog, an welcher der Ring sich befand. Mit einem verächtlicheln Lächeln erfaßte Philipp ihre Hand, öffnete sie nicht ohne Gewalt anzuwenden und zog den Ring von

ihrem Finger. Dann führte er spöttisch die von seinem Drucke rothe Hand an seine Lippen und verließ das Gemach.

Einen Augenblick lang stand Maria vor Wuth wie an den Boden gefesselt da. Alle bösen Gefühle ihrer Brust schienen plötzlich aufgerüttelt, aber statt auf den zu zürnen, der sie so eben so erniedrigend behandelt hatte, ergoß sich ihr ganzer Zorn gegen das arme unschuldige Opfer ihrer Eifersucht. —

„Nichtswürdige Dirne," kreischte Maria und ihre Lippen schäumten, als sie sprach: „um Deinetwillen also werde ich auf diese Weise behandelt! Elende Ketzerin, das sollst du mir in den Flammen bezahlen, wenn Du Deinen letzten Athemzug aushauchst."

Fast die ganze Nacht hindurch schritt die schwer beleidigte Beherrscherin Englands im Zimmer auf und ab, bald zornig schmähend, bald weinend und die Furcht aussprechend, ihr Gemahl könne den Vorfall zu einem Vorwande benutzen, um nach Spanien zurückzukehren, wie er schon oft gedroht hatte. Das letzte Gefühl gewann indeß die Oberhand und sie beschloß sich durch den Gang zu ihm zu begeben und ihn zu beschwichtigen, aber sie fand die Thür dieses Ganges verschlossen. Sie wagte es leise

anzupochen, vernahm aber nichts als die Töne einer Laute.

Das seltsame Wesen, welches wir hinter dem Teppich versteckt verließen, hörte nur einen Theil von der widerwärtigen Scene, die wir so eben beschrieben haben. Als Philipp sich in seinem heftigen Unwillen entfernte, hatte die Lauscherin keine Ahnung, daß er zurückkehren würde; sie schlich daher wieder in das Gemach, welches sie vorhin verlassen hatte und verschloß sorgfältig die Thür. Dort warf sie sich wieder auf die sammtenen Polster und blickte ängstlich nach der Thür, durch die sie jeden Augenblick erwartete den König eintreten zu sehen. Er kam indeß nicht, und die rund um sie her herrschende Stille begann nach und nach ihre aufgeregten Gefühle zu beschwichtigen. Es schien, als ob jeder Gegenstand der sie an eine sonnigere Heimath erinnern konnte, berücksichtigt worden war, um dies liebliche Gemach auszuschmücken. Es war nur durch ein hohes Bogenfenster erhellt, in demselben aber dufteten kostbare Blumen des Südens in reichen Vasen. Jetzt wurden diese Kinder Floras nur durch den Schein einer einzigen Ampel beleuchtet,

die mit ihrem magischen Lichte zugleich den lieblichsten Geruch verbreiteten. Zwischen den köstlichen Pflanzen sprudelte aus einer Marmorfontaine das Wasser mit sanftem Geplätscher in ein crystallenes Becken. Die Augen des wunderbaren Mädchen füllten sich mit Thränen, denn sie gedachte der Vergangenheit; sie griff wieder zu ihrer Laute und wollte durch die Töne derselben ihr Herz beruhigen, aber es half zu nichts; sie fühlte sich von einer unbeschreiblichen Schwermuth erfaßt; sie stellte das Instrument bei Seite, lehnte ihr Haupt auf das Kissen und weinte bitterlich. Endlich vernahm sie draußen den Schall von Schritten, sie richtete sich auf, wischte die Thränen von den Wangen, nahm schnell die Laute zur Hand und griff einige Accorde, bevor sie sich erhob, um die Thür zu öffnen.

„Schon wieder in Thränen, wie immer!" sprach König Philipp, welcher, ohne sie weiter zu beachten, sich, so wie er eingetreten war, nachlässig auf die Sammtpolster warf, auf welchen sie geruht hatte, sein befedertes Barett bei Seite schleuderte und ihr gebot, ihm einen Becher Wein zu bringen. Das junge Mädchen gehorchte, aber ihr Busen hob sich heftig, und während sie den gefüllten Becher trug, rollte eine Thräne aus ihrem Auge hinab in den schäumenden Wein. Philipp leerte das goldene Ge=

fäß mit einem einzigen Zuge, der köstliche Rebensaft schien ihn zu beleben, denn nachdem er einige Augenblicke lang schweigend dagesessen hatte, befahl er dem schönen Mädchen die Laute zu nehmen und zu spielen. Mit hochklopfendem Herzen legte das liebreizende Geschöpf ein Kissen zu den Füßen des Königs, griff in die Saiten und sang mit Begleitung der Laute ein überaus schwermüthiges Lied, welches die Schmerzen eines gebrochenen Herzens schilderte.

„Bei meinem Königreiche, Laura, das ist zu viel," unterbrach sie Philipp, „immer wieder und wieder dasselbe trübselige Lied. Wenn ich hierher komme, um mich zu erholen von der langweiligen Gesellschaft meiner königlichen Ehehälfte, belästigst Du mich immer mit diesem Klagegesange."

„Ich wollte Euch nicht unangenehm berühren," stammelte das junge Mädchen, während ihre zarten Finger von der Laute hinabglitten. „Ich gedachte meiner Heimath, als Ihr eintratet und die Worte, welche ich im Herzen hatte, enteilten meinen Lippen. Darum schauet nicht so entzürnt auf mich, lächelt ein einziges Mal und ich will gern die Lieder singen. die Ihr am meisten liebt."

Philipp versuchte zu lächeln, aber der Unmuth wollte nicht aus seinem Antlitze weichen; so schwach aber auch nur das Lächeln war, so reichte es doch

hin, das Antlitz des jungen Mädchens zu erhellen. „Jetzt, theurer Herr," sprach sie, „jetzt hört zu, jetzt will ich Euch das Lied singen, mit welchem ein dunkeläugiger Prinz einem jungen thörigten Mädchens in den Waldungen Aragoniens seine Liebe gestand. Doch nein, nein, nicht das Lied — sonst müßte ich wieder weinen! Sprecht, sprecht, was soll ich Euch singen, ich bin bereit." — Das liebliche Wesen schlug nach diesen Worten ihren Blick zu den dunklen Augen empor, die auf sie gerichtet waren, ihre kleine schneeweiße Hand ruhte auf den Saiten. Da vernahm ihr scharfes Ohr plötzlich ein Geräusch, so als ob jemand an die Thür des angränzenden Schlafgemachs poche; sofort griff sie mit ihrer Hand in die Saiten und eine laute fröhliche Melodie rauschte durch das Gemach. Philipp sank zurück in die Kissen, seine Augen schlossen sich fast, sein Antlitz gab zwar kein Vergnügen, aber auch keinen Unmuth mehr zu erkennen, dreimal hörte das junge Mädchen das klopfende Geräusch an der Thür, jedesmal aber griff sie noch stärker in die Saiten, so daß der König Philipp nichts von dem Pochen vernehmen konnte; sie wußte es gar wohl, daß niemand als die Königin es wagen konnte, an jene Thür zu klopfen.

Der König war unterdessen fortwährend finsteren Gedanken hingegeben. Obgleich er die Königin

haßte und verachtete, war er doch mit seinem Betragen bei der letzten Zusammenkunft mit ihr nicht zufrieden. Wenn sie auch für seine Liebe nicht nothwendig war, war sie es doch für seine Ehrsucht, und selbst bei seiner Arroganz konnte er für die ihr zugefügte Kränkung kaum auf Verzeihung hoffen, wollte er sich nicht zu Schritten erniedrigen, gegen die sich sein Hochmuth empörte. Diesen Betrachtungen so ganz und gar hingegeben, gestattete er dem jungen Mädchen zu seinen Füßen, ihre Bemühung ihn zu erheitern, fortzusetzen, während er ihr Bestreben kaum bemerkt.

Endlich, als sie gewahrte, daß ihr Bemühen, den König zu erheitern, erfolglos blieb, entsank auch ihr der Muth, die Töne erstarben unter ihren Fingern, ihr Haupt senkte sich auf ihre kummerbeschwerte Brust hinab, ein lautes Schluchzen konnte sie nicht länger unterdrücken.

„Was ist das? fuhr Philipp auf, „schon wieder in Thränen? Er wandte sein dunkles Auge unwillig auf das arme Mädchen, „soll denn diese Kinderei niemals ein Ende nehmen? Habe ich nicht alles gethan, Dich zufrieden zu stellen? Habe ich nicht ganz Spanien geplündert, um Dich mit Dingen zu umgeben, die Dir in der Heimath werth waren? So blicke um Dich Mädchen und sprich, kann die

Königin von England sich eines Luxus rühmen, wie ich ihn in diesem Zimmer verschwendet habe? Aber Du bist undankbar, als ob es in meiner Macht stände, diesen grauen Nebelhimmel gegen das schöne Clima Spaniens zu vertauschen!"

„Ach nein, das ist es nicht — das nicht," seufzte das arme Mädchen, „ich würde mich nicht grämen, wenn ich auch mein liebes, liebes Spanien nie wieder erschauete, wenn nur Ihr, Ihr derselbe wäret. Aber ach, ist einmal im Herzen der Sonnenschein der Liebe erloschen, wer vermag ihn wieder anzuzünden! Oh, lasset uns dieses düstere Land verlassen, Philipp," flehte sie mit gefalteten Händen, „Ihr seid hier auch nicht glücklich, auf was Ihr auch schauet das ist trübe und traurig. Ach, ich wußte das nur zu gut, als ich von meiner Liebe geblendet, einwilligte, mein Geschlecht zu verbergen, und Euch hierher zu folgen. Die Luft lastet schwer auf mir, die ich einathmen muß in der Nähe dieser verhaßten Königin. Philipp, ich beschwöre Euch, seid gerecht," fügte sie in einem fast feierlichen Tone Tone hinzu, „verhindert durch Euren Einfluß, daß Maria die Grausamkeit ausübe, mit der sie Unschuldige wie Schuldige verfolgt, hemmt den Blutstrom, der seit unserer Ankunft hier dies unglückliche Land

überschwemmt hat — und dann, dann laßt uns von hinnen ziehn."

Das junge Mädchen fuhr, zu Philipp gewandt, fort: „die Luft unsers gesegneten Vaterlandes wird in unsren Herzen die glücklichen Gefühle wieder erwecken, die dort früher lebten, bevor der Durst der Macht uns zu einer Nation führte, der wir verhaßt sind."

„Das kann, das darf nicht sein," entgegnete Philipp unmuthig. „Begnüge Dich damit, diese Gemächer mit Blumen und Liedern zu füllen, sei, wenn ich hieher komme, liebevoll wie immer, was willst Du mehr? Jetzt aber lege Dich zur Ruhe — ich muß noch über manches nachdenken und muß allein sein — darum geh, geh."

Das junge Mädchen zog sich langsam auf ihr Zimmer zurück, Philipp seinen Gedanken überlassend. Stunde auf Stunde verging und noch immer lag er sinnend da, sein dunkles Auge auf die kleine silberne Ampel gerichtet. Endlich äußerte das Plätschern der kleinen Fontaine auf ihn seine einschläfernde Wirkung, seine Augenlieder schlossen sich, sein Haupt senkte sich auf das Kissen und er entschlummerte.

Am folgenden Morgen trat Philipp aus seinen Gemächern, früher als gewöhnlich, wie immer von

seinem Lieblingspagen begleitet. Ohne seiner Gemahlin einen Morgengruß zu senden, verließ er zu Pferde das Schloß, nur von seinem Pagen gefolgt. Diese unangenehme Kunde ward Maria durch den Boten überbracht, den sie absandte, um ihren Gemahl um eine Unterredung ersuchen zu lassen. Sie zog sich hocherzürnt in ihr Betzimmer zurück, wo Pater Joseph zu ihr trat und ihr berichtete, daß der hochwürdige Cardinal Pole angelangt sei und in einer sehr wichtigen Angelegenheit eine Audienz bei der Monarchin erbitte. Niemals hatte Maria dem wackeren Prälaten ein solches Gesuch abgeschlagen; fest in ihrer Freundschaft wie in ihrem Hasse, hegte sie für den ehrwürdigen Greis die freundlichste Gesinnung, und als er demnach jetzt in ihr Oratorium trat, erhob sie sich von ihrem Sessel und einen Augenblick lang schwand der Ausdruck des Unmuths von ihrer Stirn.

Das Gespräch zwischen dem Cardinal Pole und seiner königlichen Gebieterin hatte keine Zeugen, es währte länger als eine Stunde und als der geistliche Herr das Betzimmer verließ, sahen Diejenigen, welche ihn beobachteten, daß er schmerzlich bewegt und empört war, denn ohne Verzug stieg der Cardinal wieder zu seinem Gefolge hinab, welches zu Pferde im Hofe seiner harrte; er bestieg sein Maul-

thier und ritt nach London zurück, schneller als er sonst zu reiten pflegte.

Mehrere Augenblicke lang blickte John Copley schweigend hinab auf das bleiche Antlitz seines Kindes, welches hülflos und wie eine Leiche an seiner Brust ruhte. Er besaß durchaus kein Mittel, ihr Pflege zu spenden, und er ließ sie daher auf den Fußboden des Kerkers nieder und nahm sie sanft in seine Arme. Er war ein Gefangener und nichts schien ihn vom Tode retten zu können, aber es gewährte seinem Herzen einen Trost, seine bleiche Tochter bei sich zu haben. Waren sie dem Tode verfallen, so konnten sie doch zusammen sterben. Er strich ihr das Haar von der schönen Stirn und legte ihre Wange an die seinige, bis er sie erwärmte. Endlich fühlte er, daß der Arm, der ihn umschlungen hielt, sich belebte, er hörte, wie ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entwand. „Des Himmels Segen über Dich, mein liebes Kind," begann er, „sprich wie steht es jetzt um Dich?

Alice hob langsam und schwach das liebliche Haupt empor, aber es sank kraftlos und ermattet wieder zurück, so daß ihr Vater seinen Mantel aus-

breitete, und seine Tochter sanft auf denselben bettete, worauf sie sofort in einen tiefen Schlummer sank. Als sie wieder erwachte, senkte der Morgen sein Dämmerlicht hinein in das eisenvergitterte Fenster ihres Kerkers; ihr Vater wachte noch immer an ihrer Seite, aber er lächelte sanft, als sie sich jetzt aufrichtete und ihren Blick durch das Gefängniß schweifen ließ, so als frage sie, was mit ihr vorgegangen sei.

„Du hast lange und sanft geschlafen, mein Kind," sprach Copley, „war Dir gleich nur ein hartes Lager vergönnt."

„Ach, Vater," seufzte sie, die nun erst ihr volles Bewußtsein wieder erlangt hatte, „wie viele Leiden können sich in einem einzigen Tage zusammenhäufen!"

„Die Schläge des Schicksals treffen uns oft rasch und unerwartet, heut sind wir Gefangene, wer weiß, was morgen über uns verhängt ist."

„Morgen, was morgen? fragte Alice angsterfüllt.

„Morgen, mein theures Kind," fuhr ihr Vater fort, indem er sanft ihre Hand erfaßte, „morgen, ja morgen sind wir vielleicht schon — bei Deiner verewigten Mutter!"

Alice lächelte bei diesen Worten wie verklärt, als sie in das ruhige Antlitz ihres Vaters schauete;

und alle schweren Erdenleiden vergessend, schien sie nur noch mit dem Himmel beschäftigt.

Plötzlich aber durchzuckte sie ein furchtbarer Gedanke. Sie schreckte zusammen, ihr bisher ruhiges Auge blickte angstvoll umher. „Was fehlt Dir, Alice, bebst Du vor dem Tode? fragte ihr Vater; sie aber gab keine Antwort. „So sprich, mein Kind, was quält Dich? Grauet Dir vor der feurigen Pforte, durch die wir beide schreiten müssen, um in den Himmel zu gelangen?“

„Das Leben ist süß und ich bin noch zu jung, um schon zu sterben,“ seufzte das betrübte Mädchen, „aber wenn Ihr, mein Vater, das dunkle Todesthal betretet, werde ich Euch freudig zur Seite bleiben. Aber es giebt noch ein Wesen um dessentwillen ich, wie ich glaube, noch im Paradiese trauern werde. Wenn unser Lauf hier geendet ist, wird auch er, er uns an den Ort der Ruhe geleiten?“

„Franz Huntly steht in der Hand Gottes und seine Stunde ist vielleicht noch nicht gekommen,“ entgegnete Copley, „aber bedenke, mein theures Kind, wie kurz ist die Spanne Zeit hienieden, im Verhältniß zu der Ewigkeit“

Alice barg ihr Antlitz in ihren Händen und schwieg einige Augenblicke lang.

Copley glaubte, seine Tochter weine; nach eini-

gen Augenblicken aber hob sie ihr Haupt, ihre Züge waren ruhiger, aber noch sehr bekümmert. „Seid meinetwegen ohne Furcht, mein Vater, ich fühle mich stark, das zu tragen, was der Himmel mir auferlegt.“ — Sie wollte noch weiter reden, aber das Gerassel der Riegel, welche man fortschob, und das Knarren der Schlüssel hemmten ihre Worte. Kaum hatte sie Zeit, nach der Kerkerthür zu blicken, als dieselbe geöffnet wurde und ein Mann, den sie wie in einem Traume schon früher gesehen zu haben glaubte, herein trat; während einige andere Männer, welche Gefangenwärter zu sein schienen, in dem dunklen Gange draußen stehen blieben. Alice drängte sich dicht an ihren Vater heran und erfaßte seine Hand, als der Mann sich ihnen näherte; ihr Herz pochte fast hörbar, und die leichte Röthe, die ihre Wangen gefärbt hatte, verschwand aufs Neue. Der Mann schien ihre Gemüthsbewegung auch nicht im geringsten zu bemerken; das menschliche Leiden war für ihn etwas so Alltägliches, daß er dem Ausdrucke desselben auch nicht die kleinste Aufmerksamkeit schenkte.

„Wir haben den Befehl erhalten, Eure Tochter in einen andern Raum zu bringen,“ sprach er zu Copley gewandt, indem er sich bemühte, in seinen Ton etwas Höflichkeit zu legen, denn das Wesen seiner Gefangenen hatte etwas Achtung Gebietendes,

das selbst ihm einigen Respekt einflößte. Copley neigte schweigend sein Haupt, aber sein Antlitz zuckte krampfhaft, es zeigte den Schmerz eines starken Geistes, der sich unter einem fremden Willen beugen muß.

„Geh denn, mein Kind, geh," sprach er zu der bebenden Alice, deren Hand noch immer in der seinen ruhte. „Wir müssen uns fügen, meine Tochter, fasse Dich, sonst schwindet auch meine Kraft."

Mit einer schmerzlichen Anstrengung entzog Alice ihre Hand der ihres Vaters; sie sank vor ihm nieder auf ihre Kniee und flehte: „Vater gebt mir Euren Segen, bevor wir uns trennen." — Copley legte seine breite Hand auf ihr schönes Haupt und sprach in einem feierlichen, lauten Tone, der durch den Kerker wiederhallte: „Möge der Gott des Himmels und der Erde Dich segnen, mein theures Kind!" Er neigte sich nach diesen Worten hinab, küßte die bleiche Stirn und winkte dem Gefangenwärter, sie hinwegzuführen.

Alice ward durch mehrere Gänge, dunkel wie ihr Schicksal, zu einem Gemache gebracht, das noch düsterer war, als das ihres Vaters. Das schwache Licht, welches durch das hoch angebrachte, kleine, vergitterte Fenster hereindrang, brach sich in den dichten Spinngeweben und Staubmassen, welche sich

seit Menschengedenken hier aufgehäuft hatten. Eine kleine, eiserne Lampe warf indeß einiges Licht auf das armselige Bett und auf einen Theil des Gefängnisses, dessen übriger Theil aber dadurch in noch grauenvollere Finsterniß versenkt wurde. Ein Paar armselige Stühle bildeten das ganze Geräth. —

Die arme Alice war indeß durch die Trennung von ihrem Vater so mächtig erschüttert, daß es ihr völlig gleich galt, wohin man sie gebracht hatte. Als sie sich allein befand, setzte sie sich nieder und suchte ihre Gedanken zu sammeln, um sich auf das Verhör vorzubereiten, welches, wie sie vermuthete, bald stattfinden würde. So lange sie in der Nähe des theuren Vaters war, hatte sie sich hinsichtlich der Kraft und des Schutzes ganz und gar nur auf ihn verlassen, sie hatte niemals in ihrem ganzen Leben gelernt, für sich selbst zu handeln, er war stets ihr zur Seite gewesen, um sie auf dem Pfade der Pflicht zu leiten. Jetzt aber stand sie allein, kein menschlicher Arm bot sich ihr zur Stütze dar, ohne eine menschliche Stimme, sie aufzurichten, ihr die trübe Einsamkeit zu beleben. Aber ihre Frömmigkeit richtete ihren Geist auf und Ruhe senkte sich auf sie herab. Jetzt, da man sie ihrem Vater entrissen hatte, jetzt war ihr der Tod nicht mehr furchtbar. „Ich habe mit dieser Erde nichts mehr zu schaffen,“

sprach sie ergebungsvoll und zum Himmel blickend, „Vater, da oben, sei Du auch jetzt meine Zuflucht, mein Trost!“

Seltsam genug, während Alice diese Worte sprach, fiel der Blumenstrauß, den sie in ihrem Gemache zu Windsor Castle zu sich gesteckt hatte, aus ihrem Gewande, gleichsam als sollte ihr Herz wieder zur Erde hinabgezogen werden. Sie hob die Blumen rasch wieder vom Boden auf und sann jetzt zum Erstenmal darüber nach, wie sie zu deren Besitz hatte gelangen können. Wer konnte sie in ihr Zimmer gelegt haben? Franz Huntly nicht, der befand sich, als sie ihn zum letzten Male im Zimmer des Pater Joseph traf, nicht in der Stimmung, ihr eine solche Aufmerksamkeit zu beweisen; ihr Vater konnte es gleichfalls nicht gethan haben, er war vor ihr schon ein Gefangener. Die Blumen wurden ihr in ihrer jetzigen Lage immer werther nnd werther, sie betrachtete sie als liebe Gefährten, ihr gesandt, um sie in ihrer Einsamkeit aufzuheitern.

Auf einem der Stühle stand ein Krug voll Wasser, ein Stück Brod lag daneben. Sie hatte Durst, aber sie trank nur wenig von dem Wasser, um in dem Ueberreste ihren Blumenschatz aufzubewahren. Die Blumen waren mit einem rosafarbenen Bande zusammengebunden; sie löste langsam

das Band und wollte die Blumen in das Wasser stellen: da kam sie plötzlich auf den Gedanken, daß das breite Band etwas anderes noch verstecken könne, sie betrachtete es bei dem Scheine der Lampe genau und gewahrte, daß ein Blättchen Pergament an dasselbe befestigt war. Es war etwas darauf geschrieben, aber die Buchstaben waren so klein, daß es fast unmöglich schien, sie bei dem schwachen Lichtschimmer zu lesen. Noch war sie ängstlich beschäftigt, dieselben zu enträthseln, als sich plötzlich im Gange Schritte hören ließen, die vor ihrer Thür gehemmt wnrden. Alice sprang rasch empor, barg das Blättchen auf ihrem Busen und blickte bebend nach der Thür. Diese ward geöffnet und König Philipp trat herein. Ein Angstgeschrei entflog der Brust des armen Mädchens, als sie ihren Verfolger erkannte. Philipp aber beachtete es nicht, sondern trat näher. Sie stand zitternd vor ihm da, in demselben Augenblicke aber glitt noch eine andere Gestalt in den Kerker und verschwand in dem dunklen Theile desselben. Bei dem schwachen Lichte konnte Alice die Züge derselben nicht unterscheiden, die Umrisse aber schienen ihr die des spanischen Pagen zu sein. Philipp hatte den Rücken der Thür zugewandt, so daß er das Hereinschlüpfen einer dritten Person nicht bemerken konnte. Die Anwesenheit derselben gewährte

Alice einige Beruhigung. Philipp trat rasch auf die bebende Gefangene zu und wollte ihre Hand erfassen, sie aber zog dieselbe schnell zurück und flehte um die Gunst, sie allein zu lassen.

„Unbesorgt, schöne Maid," versetzte der König um sich schauend, „dieser Ort ist wahrlich nicht so einladend, als daß ich hier länger bleiben sollte, als durchaus nöthig ist. Bei allen Heiligen, die Königin hat einer solchen Schönheit eine höchst unpassende Wohnung angewiesen, aber es wird jetzt nur Eure eigene Schuld sein, erhaltet Ihr nicht bald einen anderen Aufenthalt, prachtvoller selbst als den der Königin. Darum als Lohn für meine Huldigung nur ein einziges liebevolles Lächeln, von Dir, Du süße Maid, und Du sollst der hartherzigen Frau in ihrem eigenen Palaste Trotz bieten dürfen." —

Alice zog sich noch um einige Schritte zurück, denn aufs Neue wollte er ihre Hand erfassen; das Blut stieg in ihre bleiche Wange und im gebietenden Tone bestand sie darauf, daß er sich entferne.

„Nicht also, mein Vögelchen, Du mußt mich hören," rief Philipp, „meine arglistige Gemahlin hat Dir die Flügel beschnitten und Dich in einen engen Käfig eingesperrt, Du hast also keinen freien Willen, um mir, wie in dem Park zu Windsor, durch das Dickicht zu entschlüpfen."

„Ich bin eine Gefangene, es ist wahr, und zwar eine recht hülflose Gefangene," antwortete Alice mit schwermüthigem Unwillen, „wollt Ihr mich also unbarmherzig verfolgen, so habe ich keinen Schutz, keine Zuflucht, aber bedenkt, nur die Gewalt vermag mich einen Augenblick lang in Eurer Nähe festzuhalten. Ich kann nicht an Eure fürstliche Ehre appelliren die Ihr so oft verletzt habt, aber wenn auch nur noch ein einziges menschliches Gefühl in Eurem Herzen lebt, so entfernt Euch, laßt mich allein, damit ich mich auf den Tod vorbereite, den Eure schmachvolle Verfolgung über mich herbeigezogen hat."

„Sprich nicht dergleichen Reden," unterbrach der König Philipp Alicen, und einen Augenblick faltete sich seine Stirn ob der Wahrheit ihres Vorwurfs, „hat meine allzugroße Liebe Dich hieher gebracht, kann sie Dir Deine Leiden auch vergelten. Blicke nur weniger unwillig auf mich, und ich werde die eisenherzige Königin zwingen, Dich in Freiheit zu setzen, und ich will Dich weit aus dem Bereiche ihrer Gewalt in ein fernes Land führen, schöner und reizender, als Du es Dir je hast träumen lassen. Unter den Orangenbäumen Spaniens wirst Du lernen, meiner heißen Liebe Gehör zu geben, wird Dein Leben wonnevoll dahinfließen. Antworte mir jetzt nicht," fuhr er fort, als er bemerkte, daß sich Ali-

cens Mund zu einem verächtlichen Lächeln anschickte, „jetzt entscheide noch nicht, bedenke erst alles — dann wähle. Hier, den finstern Kerker, die öde Einsamkeit und die Furcht vor dem Tode, der Dich unfehlbar erwartet, denn nach Deinem eigenen Geständnisse der Ketzerei hat Dich die Königin bereits verurtheilt. Denke an den Scheiterhaufen, denke, wenn die Flammen alle Deine Reize vrrschlingen werden!"

„Ungeheuer!" — Philipp fuhr zusammen, denn die Stimme, welche dieses Wort aussprach, war nicht die des geängstigten Mädchens vor ihm, mit dem Ausdruck der Entschlossenheit in dem bleichen Antlitz. Wer aber konnte sonst gesprochen haben? Alice wandte ihr Haupt nach der Richtung hin, von woher das Wort erschollen war, dort war alles dunkel wie Nacht, doch irgend jemand war dort. Ihr erster Gedanke war, hinzueilen und dort Schutz zu erflehen von dem menschlichen Wesen, welches, wie sie wußte, in der Finsterniß verborgen war. Philipp aber drang neuerdings in sie, und leidenschaftlicher als zuvor, da wandte sie sich endlich zu ihm, „Unmensch!" rief sie und ihre Stimme hatte etwas wahrhaft Uebernatürliches, „lieber will ich die Flammen des Scheiterhaufens ertragen, als die Betheuerungen Eurer schmachvollen Liebe. Noch ein-

mal also, befreit mich von Eurem Anblick, verlaßt mich!"

„Ich aber will nicht Dich einem so grausamen Schicksale überlassen," unterbrach sie Philipp, „wider Deinen Willen sollst Du meine Liebe erwidern! Höre mich an, Du schöne Eigensinnige! Nie noch hat mein Herz eine Liebe gekannt, wie ich sie jetzt für Dich empfinde." — Während der König diese letzten Worte sprach, gewahrte Alice plötzlich in dem Dämmerlicht ein todtenbleiches, mit schwarzen Locken umwalltes Gesicht, nur einige Schritte hinter ihm; gleich darauf aber war dasselbe wieder in der Dunkelheit verschwunden und im nächsten Moment sah Alice wieder einen Schatten aus der Kerkerthür gleiten. Zu gleicher Zeit ward der König Philipp erschreckt durch das Fallen eines schweren Körpers draußen im Gange; er eilte hinaus, da lag auf dem Boden ausgestreckt der spanische Page; er war dicht vor der Thür zu Boden gesunken, das Barett war seinem Haupte entfallen. —

Philipp hatte, um ungestört mit Alicen reden zu können, alle Gefangenwärter fortgeschickt, in der Meinung aber, daß sein Lieblingspage die englische Sprache nicht verstände, hatte er ihm gestattet, im Corridor seiner zu harren. Als er den Zustand seines Günstlings gewahrte, hob ihn Philipp von Mit-

leib erfaßt, vom Boden empor und trug ihn in Alicens Gefängniß, wo er sich ängstlich nach irgend einem Mittel umsah, ihn ins Leben zurückzurufen. Alice trat hinzu und wollte ihm Beistand leisten, der König aber wies sie rasch zurück, er ergriff den Wasserkrug, schleuderte die Blumen bei Seite, tauchte seine Hand hinein und benetzte die Stirn des Pagen. Aus dem Antlitze des stolzen Mannes sprach, während er so beschäftigt war, ein Ausdruck der Bekümmerniß, der Unruhe, und als seine Bemühungen fruchtlos blieben, neigte er sich hinab zu dem Bewußtlosen und flüsterte ihm in spanischer Sprache Worte zu, welche, dem Tone nach zu urtheilen, liebevoll waren. Das alles aber half zu nichts, die Züge des Pagen blieben leblos, seine Augen geschlossen, seine kleine weiße Hand ruhte regungslos auf dem steinernen Fußboden. Endlich hielt Philipp mit seinen nutzlosen Bestrebungen inne, er seufzte schmerzlich auf, sein Herz war sichtlich bekümmert und selbst Alice Copley war in diesem Augenblick vergessen.

Nach einer großen Pause gab der Page wieder ein schwaches Lebenszeichen von sich. Kaum aber hatte er die schönen dunklen Augen wieder geöffnet, kaum war er im Stande, sich wieder aufzurichten, als Philipp sein strenges Wesen wieder annahm ihn aufhob und ihn zu der Kerkerthür hinausführte.

Alice hörte wie die Thür hinter ihrem Verfolger verschlossen wurde, und wie seine Fußtritte im Gange verhallten. Dann erst wagte sie es, das Pergamentblättchen wieder hervorzuziehen, sie konnte nur die erste Zeile desselben entziffern, diese lautete: „Seid fest, harret aus in Eurer Pflicht und fürchtet nichts — kein einziges Haar auf Eurem Haupte soll Euch gekrümmt werden, seid daher standhaft!“

Es hatten noch einige Worte dagestanden, aber der Thau der Blumen hatte sie verlöscht.

Wieder kehrt unsere Geschichte zu dem Gemache zurück, in welchem die Königin Maria ihre Morgenstunden im Schlosse zu Windsor hinzubringen pflegte. Es war der zweite Tag seit Alicens Gefangenschaft und seit jenem heftigen Auftritte in ihrem Ankleidezimmer hatte Maria ihren jungen Gemahl nicht wieder geschauet. Sie war benachrichtigt worden, daß er am vergangenen Abend erst spät zurückgekehrt sei und seine Gemächer nicht verlassen habe. Sie hatte nicht die Ruhe, die Stunde seines Besuchs abzuwarten und kaum war sie daher aus ihrem Schlafzimmer getreten, als sie auch sofort einen Boten an ihn absandte, mit der Bitte, sich zu

ihr zu verfügen. Es verging aber eine ganze Stunde, bevor Philipp ihrer Aufforderung Folge leistete. Als er bei ihr erschien, war er wie gewöhnlich von seinem Pagen begleitet, an dem aber noch die Folgen des plötzlichen Unwohlseins sichtbar waren, das ihn im Tower befallen hatte. Seine Wange war noch immer bleich, das Feuer seiner Augen erloschen.

Die Begrüßung des königlichen Ehepaars war steif und gezwungen. Philipp wußte, daß seine Hoffnung auf die Herrschaft Englands von der Leidenschaft der Frau abhing, die er so schwer beleidigt hatte. Er hoffte fast nicht auf ihre Vergebung, und da Alicens entschlossene Zurückweisung seiner Liebe, diese, wie es bei Charakteren seiner Gattung stets der Fall zu sein pflegt, in Haß verwandelt hatte, so hatte er in seinem gekränkten Stolz beschlossen, rücksichtlich der Verfolgung des unglücklichen Mädchens von jetzt an mit seiner grausamen Gemahlin Hand in Hand zu gehen. Maria dagegen war von der Furcht erfaßt, daß ihr Gatte, wenn sie sich seinem Lieblingswunsche allzu heftig widersetzte, sie verlassen und nach Spanien zurückkehren werde, wie er es ihr oft gedroht hatte, und obgleich es sie danach verlangte, ihrer Rache freien Lauf zu lassen, obgleich sie jeder Vorstellung des würdigen Cardinals Pole zu Gunsten der Gefangenen ihr Ohr verschlossen hatte,

so würde sie dennoch, hätte Philipp die Befreiung jener zu einer Bedingung ihrer Aussöhnung gemacht, wahrscheinlich in sein Begehren gewilligt haben. Aber der stolze Prinz war in seiner Eigenliebe allzu sehr verletzt worden und so überließ er mitleidslos das arme Geschöpf einem Schicksale, das er selbst durch seine strafbare Liebe über dasselbe herbeigeführt hatte.

Nach einigen formellen Fragen über das Befinden seiner königlichen Gemahlin, gebot der König dem Pagen, seine Laute herbei zu holen, mehr um das lästige Schweigen zu brechen, als aus Liebe zur Musik. Der Page entfernte sich, um dem Befehle Folge zu leisten, aber es geschah nicht mit der Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, die er sonst an den Tag zu legen pflegte. Er knieete zu den Füßen seines Gebieters nieder, begann sein Instrument zu stimmen, ließ aber die Hand wieder sinken, schlug das Auge zu Boden und versank in trübes Nachsinnen.

Maria glaubte ihrem Gemahl zu gefallen, wenn sie einige freundliche Worte an seinen Liebling richte, der Letztere aber starrte sie zerstreut an, so als verstehe er durchaus nicht was sie sage. Endlich begann er zu spielen, hielt aber mitten in der Melodie inne, legte die Laute bei Seite, und saß träu-

mend da, so als hätte er ganz und gar die königliche Gegenwart vergessen.

„Du scheinst zu vergessen in wessen Nähe Du Dich befindest,“ mahnte Philipp ernst. Der Jüngling sprang rasch empor und einen Augenblick lang flammte das frühere Feuer aus seinen Augen.

„Euer Liebling, mein Gemahl, scheint unwohl,“ sprach Maria, mit dem Anschein weiblicher Theilnahme, „seine Wange ist bleich geworden, seit wir ihn nicht sahen.“ Philipp blickte scharf auf den Pagen, aber sein Auge senkte sich vor dem schmerzlich ruhigen Blick des Letzteren.

„Unser eigner Leibarzt soll ihm Hülfe leisten,“ fuhr die Königin fort, froh irgend einen Gegenstand der Unterhaltung gefunden zu haben.

„Nicht doch, nicht doch,“ versetzte Philipp rasch, „es ist nichts als Heimweh, die kalten Nebelwolken dieses Landes lasten auf ihm Er soll mit dem nächsten Schiff nach Spanien zurückkehren.“ —

Ein schwermüthiges Lächeln überflog das Antlitz des Pagen, aber er erwiderte nichts. Das Wort „Spanien“ trieb Wolken auf Mariens Stirn, und alle drei versanken wieder in Schweigen, als Pater Joseph in das Zimmer trat. Er schien überrascht den König hier zu erblicken und hemmte einen Augenblick lang auf der Schwelle seine Schritte, wobei er

sich bemühte ein Pergamentblatt zu verstecken, welches er in der Hand hielt. Maria erhob sich rasch und schritt auf ihren Beichtiger zu, so als kenne sie die Ursache seines Erscheinens, und wolle dieselbe gern verborgen gehalten wissen. Wenn Pater Joseph auch ihre Besorgniß bemerkte, so gab er dies durch kein Zeichen zu erkennen, er überreichte ihr das Pergament, indem er ihr leise bemerkte, daß so eben ein Eilbote von dem Bischof Bonner zu London dieses Todesurtheil überbracht habe, welches auf Befehl der Königin über Copley und dessen Tochter ausgesprochen worden sey und daß die Monarchin nur noch zu unterschreiben brauche. Er benachrichtigte sie zugleich, daß so eben der Secretair Poles eingetroffen sey, welcher ein Schreiben des würdigen Prälaten überbringe, das er eigenhändig der Königin zu übergeben wünsche.

Maria schien unmuthig. „Er möge einige Stunden warten," sprach sie, „dann wollen wir ihm eine Audienz gestatten. Obgleich es zu nichts helfen wird, wenn wir den Boten sprechen, falls der Inhalt des Schreibens auf den Inhalt unsers letzten Gesprächs mit dem wackeren Prälaten Bezug hat."

„Er nannte nicht den Gegenstand seiner Sendung. Soll er also warten Ew. Majestät?" fragte der Beichtiger.

„Er möge thun, was er für gerathen hält," versetzte Maria und sich dem Tische nähernd, legte sie das Pergamentblatt auf denselben, jedoch nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, denn sie gewahrte deutlich, daß Philipp ihre Bewegungen scharf beobachte. Der Priester zögerte noch immer, „der Bote von Bischof Bonner," fuhr er fort, „wünscht gleichfalls eine Audienz hinsichtlich dieser strafbaren Ketzerin."

„So soll der Bote von Bischof Bonner ebenfalls warten, erwiderte die Königin scharf.

„Nicht doch, meine sehr theure Gemahlin," fiel Philipp ein, „ich ersuche Euch, beide Abgesandten zugleich vorzulassen. Am Tage der Gefangennahme dieses Copley und seiner ketzerischen Tochter ist mir manches zu Ohren gekommen, das in meinem Innern einige Zweifel gegen ihre Schuld wachrief; als ich mich aber gestern Eures königlichen Siegelringes bediente, mich im Tower zu ihnen begab und sie hinsichtlich ihrer ketzerischen Gesinnung auszuforschen suchte, ist mir die ganze Größe ihrer Schuld klar geworden; aus Rücksicht für den guten Cardinal aber dürfte es doch besser sein, wenn wir hören, was er zu ihrer Vertheidigung anzuführen hat."

Nie noch zeigten menschliche Züge von einem

größeren Erstaunen, als die der Königin bei diesen Worten. Selbst Pater Joseph verlor auf einen Augenblick lang seine ruhige Haltung, und blickte forschend in Philipps Antlitz, so als zweifle er an der Aufrichtigkeit seiner Aeußerung. Der Page allein zeigte keine Ueberraschung, der scharfe Beobachter aber würde dennoch in seinen Zügen einen seltsamen Ausdruck bemerkt haben. Derselbe zeigte von einer düsteren Entschlossenheit, die mit seinem anmuthigen jugendlichen Wesen ungemein contrastirte. Obgleich er sich ganz ruhig verhielt, arbeiteten doch in seinem Innern kräftige Gedanken und sein scheinbar sorgloses Auge beobachtete genau alles was vorging.

„Es geschehe, mein edler Gemahl, wie Ihr verlangt,“ nahm endlich Maria wieder das Wort, als sie sich von der Bestürzung erholt hatte, in die sie durch Philipps Rede versetzt worden war, „wir werden Euch für Euren Rath und Euren Beistand in dieser unangenehmen Angelegenheit dankbar verpflichtet sein.“ Und sich zu dem Priester wendend, gebot sie, zuvörderst den Boten des Cardinals Pole und alsdann den Abgesandten des Bischofs Bonner bei ihr einzuführen. —

Als Franz Huntly, als Bote des Cardinals, sich der Königin vorstellte, ward er von ihr mit einer Freundlichkeit empfangen, welche in seiner

Brust den Hoffnungsstrahl erweckte, daß sie vielleicht bewogen werden könne, weniger grausam mit ihren Opfern zu verfahren, eine Hoffnung, in der er selbst durch die Art und Weise bestärkt wurde, mit der die Monarchin das Schreiben des Cardinals las. Er wußte ja nicht, daß der Ausdruck der Zufriedenheit in ihren Zügen von der Ueberzeugung herrühre, daß der Gegenstand ihres Hasses ihr nicht mehr entgehen könne. Ihre ersten Worte nachdem sie den Brief gelesen, waren berechnet, ihn in dieser Täuschung zu erhalten.

„Unser ehrwürdiger Vetter, der Cardinal, schreibt uns, daß er sich nicht ganz wohl befinde," begann sie, „daß sein Geist bedrückt sei. Wir hoffen, es habe mit seinem Unwohlsein nichts auf sich.

„Mein Oheim hat sich seit seinem gestrigen Besuch im Schlosse zu Windsor unwohl gefühlt," versetzte Huntly, „sein Geist ist niedergebeugt und da er sich ganz außer Stande fühlte, selbst sein ehrfurchtsvolles Gesuch vorzutragen, hat er mich hieher gesandt, Ew. Majestät zu ersuchen, sich huldreich seiner Bitte geneigt zu beweisen. Auf meinen Knieen also, flehe ich Euch, hohe Frau an, seiner Vorstellung ein gnädiges Gehör zu leihen. Er war stets ein treuer Diener Eurer Majestät und der katholischen Kirche, aber das Schicksal der beiden Gefangenen liegt ihm

ungemein am Herzen, und er beschwört Ew. Majestät Barmherzigkeit gegen sie zu üben.

Huntly hatte bei diesen Worten seine Kniee gebeugt, und seine ganze Seele sprach aus seiner Rede.

„Gnade ist ein göttlich Wort,“ fuhr er fort, „oh, sprecht es aus, erhabene Fürstin, über diejenigen, die nichts gegen Euch verbrochen haben, als daß sie es wagten, anders zu denken in Dingen — —“

„Was war das?“ unterbrach ihn die Königin, rasch zurücktretend.

„Ich wollte nur in aller Ehrfurcht anführen,“ fuhr Huntly fort, indem er die Wirkung seiner Worte bemerkte, „was die unglücklichen Gefangenen zu ihrer Entschuldigung anführen könnten. Meine Rede sollte durchaus nicht so lauten, als ob sie der Cardinal Pole ausgesprochen hätte.“

„Das wolle auch die heilige Jungfrau verhüten,“ rief Maria, indem sie andächtig das Kreuz schlug, „doch steht auf, junger Mann, begebt Euch in das Oratorium zu unserm Beichtiger, während wir das Schreiben unsers theuren Vetters, des Cardinals, noch einmal lesen und uns auf eine geziemende Antwort vorbereiten. Darum geht, Ihr sollt unsre Erwiderung unverzüglich empfangen.“

Maria hielt Huntly ihre Hand hin. Er berührte dieselbe ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen; dann

verließ er das Zimmer mit etwas leichterem Herzen, ihr huldvolles Benehmen hatte ihn gänzlich getäuscht.

Nachdem Huntly das Gemach verlassen hatte, setzte sich Maria und schrieb eigenhändig einen Brief an den Cardinal; denn, obgleich fest entschlossen, ihren rachsüchtigen Absichten freien Willen zu lassen, wollte sie dennoch einen Mann nicht erzürnen, vor dem sie stets die größte Ehrerbietung gehabt hatte. Ihre Antwort verweigerte sein Gesuch auf das bestimmteste, ward aber gemildert durch die Versicherungen der höchsten Anhänglichkeit. Sie bemerkte ihm, daß nur der Eifer für das Wohl der heiligen Kirche als Entschuldigung dienen müsse und bat den Cardinal, sich die ganze Sache, als seiner völlig unwürdig, aus dem Sinne zu schlagen. Bevor sie das Schreiben versiegelte, übergab sie es ihrem Gemahl zur Durchsicht, dann ließ sie es durch den Beichtiger dem Boten des Cardinals überbringen, nachdem jener zuvor den Boten des Bischofs Bonner zu ihr eingeführt hatte. Der Letztere ward noch huldreicher, als Huntly aufgenommen, denn seine Botschaft war ganz für den Sinn der grausamen Königin geeignet.

„Nun, wie geht es unserm Freunde und treuen Diener, dem Bischof Bonner?" fragte sie, als der Abgesandte ehrerbietigst näher trat.

„Er war gesund und wohl, als ich ihn diesen Morgen verließ,“ lautete die Antwort, „aber schwere Sorge bedrückte seinen Geist, denn die Ketzerei breitet sich unter den rebellischen Unterthanen Ew. Majestät täglich mehr und mehr aus; kaum vergeht eine Stunde, daß nicht seine Seele durch den Bericht einer neuen Abtrünnigkeit schwer verwundet wird; ja, sein Leben schwebt oft in Gefahr, so mächtig hebt das Ungeheuer „Ketzerei“ das Haupt empor.“

„Er ist der guten Sache treu und kann auf meinen Schutz rechnen,“ fiel Maria ein, „sagt ihm das, um ihn zu beruhigen. Jetzt aber sprecht kurz, was habt Ihr uns bei Uebergabe dieses Dokuments von seiner Seite zu bemerken? Wir meinen in Betreff der beiden Gefangenen, die wir vor einigen Tagen von hieraus in den Tower sandten?“

„Der ehrwürdige Bischof,“ fuhr der Bote fort, „gebot mir dieses Urtheil auszufertigen und Ew. Majestät allerunterthänigst um die Unterzeichnung desselben zu ersuchen. Aber er bemerkte dabei, daß, um einen Ausbruch der aufgeregten Volkswuth zu verhindern, es ihm durchaus nöthig erscheine, mit den beiden Gefangenen eine Art Verhör anzustellen, zumal da Cardinal Pole sich schriftlich an ihn gewandt und auf eine solche öffentliche Verhandlung

gedrungen habe, bei der er selbst die Angeklagten verhören wolle."

„In der That," erwiderte die Königin, „wir sind unserm Vetter in Gnaden zugethan, aber wir meinen, er würde besser thun, sich nicht in diese Angelegenheit zu mischen."

„Der ehrwürdige Bischof," fuhr der Bote fort, „ersucht demnach Ew. Majestät um die Erlaubniß, die be ien Gefangenen morgen um 12 Uhr nach seinem Hause in London bringen zu dürfen, um dort das Verhör mit ihnen anzustellen; er wird alsdann dem Cardinal Pole hiervon Nachricht senden, überzeugt, daß der alte Prälat, durch Krankheit an das Haus gefesselt, der Verhandlung nicht beiwohnen kann; erschiene er aber dennoch, so ist der ehrwürdige Bischof überzeugt, daß die Angeklagten durch ihre Antworten sich selbst dergestalt compromittiren werden, daß er sie ohne Weiteres dem Scheiterhaufen wird übergeben können, wenn anders Ihre Majestät ihm dabei huldreich ihren Schutz angedeihen lassen wolle. Zu diesem Endzweck ersucht er um einen eigenhändigen Befehl Ew. Majestät, demzufolge ihm, oder dem Beorderten die Gefangenen im Tower überliefert werden söllen."

„Wir wollen den Befehl sogleich ausfertigen," sprach die Königin, „unser treuer Diener, der ehr-

würdige Bischof, kann zuversichtlich auf unsern Schütz rechnen.“ So sprechend setzte sich Maria und nachdem sie geschrieben hatte, trat sie in die Fenstervertiefung zu ihrem Gemahl, mit dem sie leise sprach, so als befrage sie ihn um Rath rücksichtlich der in Rede stehenden Angelegenheit. Der Bote des Bischofs spielte mit dem Hündchen der Königin und während so alles beschäftigt war, trat der Page unbemerkt an den Tisch der Monarchin und klimperte auf den Saiten seiner dortliegenden Laute. Als er sich wieder zurückzog, sprang das erwähnte Hündchen auf den Tisch, spielte mit den dort liegenden Blättern, erfaßte mit seiner Schnauze mehrere derselben und flüchtete sich, als die Königin es bemerkte und es fortjagen wollte, mit den zernagten Blättern hinter den Teppich, von wo es durch die offenstehende Thür entschlüpfte. Als man unter den Blättern nachsuchte, war der Befehl, den die Königin ausgefertigt hatte, verschwunden.

Maria schrieb schnell eine zweite Ordre, übergab sie dem Boten und befahl ihm, unverzüglich damit nach London aufzubrechen. Schon war der Abgesandte im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als Philipp das Todesurtheil erfaßte und seine Gemahlin ersuchte, es gleichfalls zu unterzeichnen, weil der Bischof dadurch der Mühe überhoben würde, deshalb

noch einmal nach Windsor Castle zu senden. Maria nahm das Pergament und setzte, wie er es verlangte, ihre Namensunterschrift darunter.

Nachdem Franz Huntly das Schreiben der Königin aus den Händen des Pater Joseph empfangen hatte, schickte er sich unverzüglich an, von Hoffnungen erfüllt, Windsor zu verlassen. Dennoch war seit seiner Zusammenkunft mit Maria mit seinen Vorbereitungen fast eine Stunde vergangen, bevor er sich auf den Weg machen konnte. Als er durch den Gang hinschritt, trat ihm plötzlich der spanische Page entgegen. „Brecht noch nicht auf," flüsterte ihm der Letztere zu, „laßt Eure Diener noch einige Zeit in der Küche des Palastes harren, Ihr aber geht hinab zu dem kleinen See, dort werde ich sogleich mit Euch zusammen treffen"

Bevor Huntly etwas erwidern konnte, war der Jüngling verschwunden. Das Wesen des Letzteren hatte so etwas Eindringliches, daß Huntly beschloß, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Er gebot demnach seinen Dienern, seiner in der Stadt zu warten und begab sich in den Park, wo er durch das Dickicht dem bezeichneten Platze zuschritt; dort harrte der

Page bereits seiner. Hier bemerkte er zum ersten Male die Veränderung, welche mit dem Jünglinge vorgegangen war und schon wollte er theilnehmend ihn wegen seiner Gesundheit befragen, als der Page rasch begann: „Ihr seid hintergangen, das Schreiben der Königin auf Eurer Brust bestätigt nur, daß Alice Copley und ihr Vater sterben sollen; ja wenn Cardinal Pole seinen Kopf darum geben würde, er könnte sie nicht retten. Ja, ja, ich wundre mich nicht über Euer Erbleichen, ich sah mit meinen eigenen Augen, wie das grausame Weib das Todesurtheil unterzeichnete. Morgen schon findet ihr Verhör statt, Ihr habt keinen Augenblick zu verl eren. Wie viel Dienerschaft habt Ihr mit Euch?

„Viere,“ antwortete angsterfüllt Huntly.

„Sind sie sämmtlich beritten?“

„Allerdings!“

„Sendet einen im Voraus nach London. Bringt sein Pferd hieher und bindet es in jenem Dickicht an einen Baum. Dann sprengt nach London, so schnell ihr könnt, geht dort zu einem alten Manne. Ihr findet ihn in der Straße — doch halt, es ist keine Zeit zu verlieren. Bereitet Euch, schafft das Pferd hierher, ich will indessen das Nöthige aufschreiben.“

Huntly erschrak, denn in dem Buche, welches

der Page aus seiner Brust zog, erkannte er das Gebetbuch Copleys. Der seltsame Jüngling schien sein Erstaunen zu verstehen, denn er bemerkte schnell: „Es ist das ihre, ja, ja, ich nahm es aus ihrem Zimmer, damit es nicht als Beweis gegen sie gebraucht werden kann.“ Jetzt fort und kehrt so schnell zurück als möglich, denn die Zeit ist höchst kostbar.“

„Doch zuvor nur das einzige Wort: was hat das alles zu bedeuten?“

Wir haben keine Zeit zu Erklärungen,“ versetzte der Page ernst, „doch unterdessen Ihr nach dem Pferde eilt, will ich Euch alles aus einander setzen. Ich eile zu diesem Endzweck in den Palast. Seid Ihr früher zurück, als ich, harret meiner hier.“ Bei diesen letzten Worten verschwand der Page in dem Dickicht.

Huntly fiel es jetzt erst ein, daß der spanische Page in englischer Sprache zu ihm geredet habe, diese Bemerkung machte ihn noch bestürzter, aber wie dem auch sein mochte, er konnte den Jüngling keines Verrathes gegen sich und Alice fähig halten und er beschloß daher, sich von ihm leiten zu lassen. Er bedachte sich nicht lange, eilte rasch von dannen und nach kurzer Frist war ein starkes Pferd in das bezeichnete Dickicht geschafft. Dies war kaum vollbracht, als auch schon der Page wieder erschien,

das Buch in Huntlys Hand legte und ohne ein Wort zu sprechen, gleich darauf wieder verschwand. Huntly öffnete das Buch, die weißen Seiten waren sämmtlich in fehlerhafter englischer Sprache beschrieben; er überflog nicht ohne Mühe den Inhalt, seine Augen leuchteten, als er gelesen hatte, er steckte das Buch zu sich und eilte der Stadt zu. Seine Diener waren bereit, er schwang sich in seinen Sattel und sprengte von ihnen gefolgt, nach London.

Huntly schwang sich vor dem Hause seines Oheims aus dem Sattel, statt aber sich zu dem würdigen Prälaten zu begeben, eilte er sofort auf sein eigenes Zimmer, nahm eine mit Gold gefüllte Börse aus seinem Schreibetisch und flog wieder in die Straße hinab. Durch schmale und dunkle Gassen schlug er seinen Weg nach einem Theile der Stadt ein, den er früher nur selten besucht hatte, bis er endlich vor einem niedrigen armselig scheinenden Laden anhielt. Die Fenster desselben, so wie die Thür waren mit allerhand Kleidungsstücken behängt, die zu Kauf geboten wurden. Diese schienen für den jungen Mann in diesem Augenblick ein besonderes Interesse zu haben, er prüfte sie aufmerksam und trat alsdann in den Laden. Nachdem er dort fast eine halbe Stunde geblieben war, erschien er wieder auf der Gasse, von einem alten Manne gefolgt, der

ein großes Bündel auf dem Rücken trug. Huntly schritt voran, der Wohnung seines Oheims zu, stets gefolgt von dem Träger, den er so unbemerkt wie möglich auf sein eigenes Gemach führte. Dort angelangt, half er diesem die Last von dem Rücken heben, reichte ihm einige Goldstücke und gebot ihm, sich zu entfernen und über den so eben stattgehabten Handel zu schweigen. Darauf rief er seinen treuesten Diener, mit dem er sich besprach, bis die Sonne dem Untersinken nahe war.

Wir haben bereits erwähnt, daß sich hinter der Behausung des Cardinals Pole ein Garten befand, der sich leicht hinab bis zum Ufer der Themse senkte. Dieser Garten war von dem Wasser durch eine steinerne Erhöhung getrennt, es waren daran Stufen angebracht, auf welchen man zu dem Wasser hinabgelangen konnte, welcher Ausgang aber durch ein eisernes Gitter verwahrt war, das in der Regel mit Sonnenuntergang geschlossen wurde. An diesem Abend hatte sich ein freundliches Dämmerlicht auf die Erde herabgesenkt, während sich die Silberstrahlen des Mondes in der Themse spiegelten. Das Gitter war gegen die Gewohnheit noch nicht verschlossen. Gegen neun Uhr ging der Mond unter und eine kleine Barke, welche im tiefen Schatten verborgen dagelegen hatte, glitt langsam den Stufen

zu, wo sie wieder anlegte. Ein kurzer Zeitraum verging, dann traten vier Personen aus dem Hause und bewegten sich leise und mit großer Vorsicht dem Ufer zu. Sie waren wie gesetzliche Beamte im Dienste gekleidet und stiegen hinab in die Barke, ohne auch nur ein einziges Wort mit einander zu reden. Diese Personen hatten sich kaum zehn Minuten in der Barke befunden, als plötzlich ein kleines Boot, in welchem sich, außer dem Ruderer, nur eine einzige Person befand, die einen scharfen Blick auf die Barke richtete und alsdann in einem sanften Tone fragte: „wie viel Uhr es sei," vorbeifuhr.

„Kaum neun Uhr!" antwortete schnell einer der Männer in der Barke. Das kleine Boot ruderte darauf den Fluß hinab, bis es ganz und gar aus dem Gesichtskreise verschwunden war, dann aber wandte es sich, glitt längs dem Ufer zurück und legte bei der Barke an.

Nachdem er dem Ruderer ein Silberstück in die Hand gedrückt hatte, sprang der spanische Page, denn dieser war es, welcher sich in dem Boote befand, leichten Fußes in die Barke, nahm seinen Platz neben einem der darin befindlichen Männer, der allein auf einer Bank saß und flüsterte ihm zu: „Sprecht nicht, bis der Ruderer sich entfernt hat, er ist mir unbekannt."

Alles verhielt sich demnach schweigend, bis der Ruderer nicht mehr zu erschauen war, dann erfaßte Huntly die Hand des Jünglings, drückte sie dankbar und sprach alsdann nur das Wort: „Jetzt!“ Die Männer griffen zu ihren Rudern und brachten die Barke schnell den Fluß hinab.

„Sind Eure Leute gehörig vorbereitet?“ fragte der Page leise, zu dem jungen Mann gewandt.

„Sie alle kennen ihre Pflicht,“ lautete die Antwort.

„Wer von ihnen hat das kälteste Blut und ist der Besonnenste?“ fragte der spanische Jüngling weiter.

„Der, welcher uns zunächst sitzt, er ist von allem unterrichtet und wird alles ordentlich besorgen.“

„Den laßt mit mir gehen,“ sprach der Page

Die Barke ruderte rasch fort und alles verharrte im tiefsten Schweigen, bis das Fahrzeug vor den Stufen des Towers anlegte.

„Ich kann nicht hier zurückbleiben,“ flüsterte Huntly, als der Page aus der Barke sprang, „die angstvolle Ungewißheit würde mich tödten. Laßt John hier bleiben, nehmt mich statt seiner mit.“

„Nicht um alle Welt,“ erwiderte der Page, „Eure Aufregung würde uns verrathen, überdem könnte man Euch erkennen, und das würde den

wackeren Cardinal compromittiren." Ohne auf Antwort zu warten, eilte der Page die Stufen hinan, von zweien der Männer gefolgt. Er ertheilte dem Letzteren leise einige Verhaltungsbefehle und übergab demjenigen, den Huntly ihm als den Kaltblütigsten bezeichnet hatte, ein Pergamentblättchen. „Seid ruhig und entschlossen, sprach der Jüngling, „nehmt selbst ein etwas keckes Wesen an und folgt mir."

Wenige Augenblicke nach diesem kurzen Gespräche ward der Lieutenant des Towers durch das Erscheinen zweier Constables überrascht, die ein Page begleitete, der die Livree des Königs Philipp trug, und einen Befehl der Königin vorzeigte, dem zufolge Alice Copley und ihr Vater ihnen überantwortet werden sollten. Der Lieutenant prüfte die Ordre und betrachtete den Ueberbringer nicht ohne einigen Argwohn. Der Befehl aber trug die Schriftzüge und die dem Lieutenant wohlbekannte Unterschrift der Königin, er konnte also nicht zweifeln; auch hob die Begleitung des königlichen Pagen jedweden Verdacht und so wurden die beiden Gefangenen ohne Verzug in das Wachtzimmer geführt.

Der alte Copley und seine Tochter hatten sich seit dem Tage ihrer Gefangennahme nicht wieder gesehen. Er befand sich bereits einige Augenblicke in dem Wachtzimmer, als die Letztere hereingeführt

wurde. Sie war bleich wie der Tod, denn sie wähnte zum Scheiterhaufen geführt zu werden. Als sie ihren Vater erblickte, erhellte sich ihr trübes Auge; sie eilte auf ihn zu, erfaßte seine Hand, schmiegte sich an ihn und blickte auf die Anwesenden, gleichsam als wolle sie sie zum Mitleid bewegen. „Vater, mein theurer Vater,“ bat sie, „flehe mit mir, daß sie uns zusammen sterben lassen.“

Copley blickte ihr mit inniger Liebe ins Auge, dann aber wandte er schmerzerfüllt sein Antlitz ab, denn er konnte nicht ertragen, auf seine geliebte Tochter zu schauen, wenn er der furchtbaren Qualen gedachte, die ihrer harrten.

„Nun, worauf warten wir noch?“ rief in einem rohen Tone der Constable, „fort, macht fort, haltet die Beamte Ihrer Majestät, der Königin nicht auf, das ist schlimmer, als Hochverrath. Der ehrwürdige Bischof Bonner hat heute schon ein Dutzend Ketzer expedirt, ohne dabei soviel Zeit zu verlieren, als Ihr hier vergeudet. Also fort, fort.“

So sprechend stieß er Alice heftig dem Pagen zu, während er selbst den alten Copley plump an den Arm erfaßte, und mit den Gefangenen das Wachtzimmer verließ. Einer der Gefangenwärter folgte mit einer Fackel, und blieb auf den oberen Stufen stehen, bis von der Barke herauf der Ruf

erscholl, daß die Gefangenen sicher unten angelangt wären.

„Verhaltet Euch ruhig,“ flüsterte der Page, als Huntly aufspringen wollte, um Alice zu empfangen; und das waren die einzigen Worte, welche gesprochen wurden, bis die Barke wieder an den Stufen anlangte, die zu dem Garten des Cardinals Pole führten. Alice wähnte immer noch, daß sie zum Tode geführt werde, aber trotz der Angst hatte sie bemerkt, daß der Mann, welcher sie ins Boot hob, in heftiger Aufregung zitterte; derselbe Mann hob sie jetzt aus der Barke, nnd sie fühlte sein Herz pochen, als er sie die Stufen hinantrug. Da beschlich sie plötzlich ein Gefühl der Sicherheit, und unwillkürlich flüsterte sie den Namen „Franz Huntly.“ Sofort fühlte sie sich fest an die Brust des Mannes gedrückt und im freudigsten Tone rief derselbe: „Dem Himmel sei Dank, meine Alice, Du bist gerettet.“

Ein freudiger Schreck durchzuckte sie, „und mein Vater?“ stammelte sie, „laß mich von Deinen Lippen hören, daß auch er gerettet ist.“

„Er ist eben so sicher, wie Du, mein Leben,“ sprach Huntly, indem er Alice raschen Schrittes durch den Garten forttrug. Er eilte mit der theuren Bürde in das Haus, die Stiege hinan, bis in die Bibliothek seines Oheims und legte Alice in den

Armsessel des Prälaten, denn das Gefühl des Glücks hatte sie überwältigt und ihr alle Kraft geraubt. Dann drückte er freudig des alten Copleys Hand und enteilte dem Gemache.

Es war darüber Mitternacht geworden; trotz dieser späten Stunde aber durchflog Huntly die Reihen von Zimmern, welche sich zwischen der Bibliothek und dem Schlafgemach des Oheims befanden. Seine beflügelten Schritte weckten nicht die im Vorzimmer schlafenden Diener und ohne Hinderniß gelangte er demnach bis zu dem Ruhelager seines Oheims.

Der betagte Prälat befand sich nicht ganz wohl, und zu jeder andern Zeit würde Huntly es nicht gewagt haben, seinen ruhigen Schlaf zu unterbrechen; die in diesem Gemache herrschende heilige Ruhe ließ ihn jetzt auch einige Augenblicke zögern, bis er es wagte, den schweren sammtenen Vorhang des Bettes zu heben. Er knieete vor dem Lager nieder, erfaßte die auf der Decke ruhende Hand des ehrwürdigen Greises und führte sie an seine Lippen.

Da aber dies hinreichte, den Schlummernden zu wecken, begann er mit leiser Stimme: „Oheim, theurer Oheim, erwacht, ich beschwöre Euch.“

Der alte Mann schlug langsam die Augen auf, und als er sah, wer vor seinem Lager weile, lächelte er freundlich und fragte, ob es schon Morgen sei?“

„Oheim, ich habe etwas gethan, was mich um Eure Liebe bringen kann, rief Huntly, ich habe ohne Eure Einwilligung gehandelt. Aber der Himmel ist mein Zeuge, nicht aus Uebermuth, sondern um Euch bei dem zweifelhaften Erfolge meines kühnen Unternehmens keiner Gefahr preiszugeben. Blickt nicht zürnend auf mich, theurer Oheim, vernehmt, was ich Euch zu sagen habe, und dann, dann, verurtheilt mich, wenn Ihr wollt."

Der würdige Prälat war über diese Anrede allerdings etwas bestürzt; er richtete sich auf, stützte sein Haupt in seine Hand und forderte seinen Neffen freundlich auf, weiter zu reden. Huntly erzählte alles genau, was sich zugetragen und schloß seinen Bericht mit der Kunde, daß die beiden durch ihn Geretteten sich bereits in der Wohnung des Cardinals befänden, welchen Letzteren er dringend beschwor, ihnen in seinem Hause eine Zufluchtsstätte zu gestatten, bis sie sicher uud ungefährdet aus England fortgeschafft werden könnten. Mit der ganzen Beredsamkeit eines Mannes, dessen ganzes Lebensglück von der Entscheidung eines einzigen Moments abhängt, führte Huntly jeden Grund an, den er für geeignet hielt, auf das edle Herz und das Gerechtigkeitsgefühl des Cardinals Eindruck zu machen, aber es bedurfte bei dem wackeren Greise nur geringer

Eloquenz, als er erfahren hatte, wie hinterlistig die Königin in Betreff des Verhörs der Gefangenen habe verfahren wollen, und nach kurzem Bedenken beschloß der Cardinal selbst auf die Gefahr hin, die Gunst der Königin einzubüßen, den grausam Verfolgten einen Zufluchtsort in seinem Hause zu gewähren. —

Mit Huntlys Beistand erhob sich der wackere Greis von seinem Lager, kleidete sich an und begab sich mit ihm in die Bibliothek. Er fand den alten Copley liebevoll über den Sessel geneigt, in welchem sein theures Kind ruhte. Dieser Anblick rührte den edlen Greis ungemein, er fühlte sein Herz zu innigster Theilnahme bewegt. „Man sorge für das leidende Mädchen,“ sprach er, „und sehe sich nach einem weiblichen Wesen um, das ihre Pflege übernehmen kann. Du aber, Neffe, nimm ihren Vater mit auf Dein Zimmer, wir wollen sie beschützen, wie wir es vermögen, bis die Verfolgung vorüber ist; es ist eben nicht zu befürchten, daß man sie hier aufsuchen wird. Wenn ich aber gegen den Willen der Königin so verfahre, so geschieht es nur, weil ich es für rathsamer halte, sanfte Mittel anzuwenden, um eine verirrte Seele zu dem wahren Glauben wieder zurückzuführen, als den Körper dem Scheiterhaufen zu übergeben. Ich erinnere mich so eben

der ehrwürdigen Aebtissin eines benachbarten Klosters, zu ihr wollen wir die Jungfrau bringen, bis der Zorn der Königin sich gelegt hat. Nicht weit entfernt davon befindet sich ein Mönchskloster, wo Herr Copley verweilen kann, und wo die frommen Väter sich bemühen werden, ihn der heiligen Mutterkirche wieder zuzuführen. Frage jetzt Deine Schützlinge, Franz, ob diese Einrichtung ihren Wünschen entspricht."

Huntly besprach sich einige Augenblicke lang mit seinen Freunden, dann kehrte er wieder zu seinem Oheim zurück und berichtete ihm, daß Copley und seine Tochter den ihnen angebotenen Schutz dankbar annähmen.

Als das Schicksal seiner Schützlinge auf diese Weise festgestellt war, gedachte Huntly des spanischen Pagen und wie derselbe so eifrig die Flucht der Gefangenen bewerkstelligt habe. Er schauete sich um, um dem seltsamen Jüngling seine Dankbarkeit auszusprechen, aber vergebens — derselbe war verschwunden. —

In einer Vorstadt Londons, dicht am Ufer der Themse, stand eine kleine Schenke, welche nur selten

von Gästen besseren Standes, und gewöhnlich nur von Hausirern oder Bootführern, welche ihr Brod auf dem Flusse verdienten, besucht wurde. —

Spät in der Nacht, oder besser gesagt, ganz frühzeitig am Morgen, nach der so eben erzählten Flucht, kam ein Jüngling von einem Landungsplatze unfern der Schenke und schritt matt und müde dem Stalle zu, wo ein schläfriger Kerl ein so eben gefüttertes Pferd am Zügel hielt. „Es ist eine volle Stunde über die Zeit," brummte der Schenkwirth, indem er sich langsam von der Mauer aufrichtete, an die er sich gelehnt hatte und den Zügel des Thieres dem jungen Burschen übergab, „es war eine recht lange Wache und eine verdrießliche, denn der Schlaf ist dem Menschen nicht mit Geld zu bezahlen." —

Der Jüngling zog mit einem trüben Lächeln seinen Geldbeutel hervor und reichte dem Wirthe ein Goldstück hin. Der Kerl blickte staunend auf die glänzende Münze. „Weshalb treibt Ihr Euren Spott mit einem armen Manne, indem Ihr ihm den Glanz des Goldes zeigt?" fragte er, „ich habe kein Silbergeld, um wieder herauszugeben, bezahlt mir meine Mühe mit kleiner Münze, damit ich meinen Kindern ein Frühstück kaufen kann."

„Ihr sollt es ganz behalten, das Goldstück, Ihr könnt Euch manches Frühstück dafür kaufen," entgegnete der Jüngling, indem er die ihm dargebotene Münze sanft zurückwies. „Ich werde bald des Goldes gar nicht mehr bedürfen," fügte er, wie zu sich selbst, im schmerzlichen Tone hinzu. „Steckt das Gold nur immerhin zu Euch, doch — da fällt mir ein," fuhr er fort, so als suche er seine trüben Gedanken gewaltsam von sich abzuschütteln, „Ihr habt Kinder — Mädchen vielleicht?"

„Das meine ich, ein hübsches, rosiges Ding, sie fängt an zu laufen, und hält sich an der Schürze ihrer Mutter; und dann drei derbe Buben, fast so herangewachsen, wie Ihr selbst." —

„Ein Mädchen!" seufzte der Jüngling vor sich hin, dann sprach er laut: „Eine Tochter, betet für sie, betet für sie! Noch ist sie rein und schuldlos, aber süße Schmeichelworte können sie leicht verlocken, darum betet für sie. Ich kannte einen alten wackeren Mann, älter als Ihr, und stolz dabei, denn edles Blut rollte in seinen Adern. Er hatte keinen Sohn — nur eine einzige Tochter — einem einzelnen Sterne gleich erhellte sie ihm das Leben. Es war eine schöne Zeit, als dieser alte Mann unter den Orangenbäumen seines Gartens saß, denn es war in einem warmen schönen Lande, wo sie lebten. Es

war eine glückliche Zeit, sage ich, wenn das lachende Mädchen zu den Füßen des Greises saß und die Saiten ihrer Laute erklingen ließ, deren Töne er so sehr liebte. Ach, Ihr hättet jenen alten Mann und seine Tochter schauen sollen. Sein Weib, ihre Mutter, war todt, und so war sie ihm seine Welt. — Aber, aber, sie verließ ihn!"

„Wie, was? Sie verließ ihren alten guten Vater? Wie war das möglich, wie konnte sie das?" fragte der ehrliche Schenkwirth empört.

„Wie im Traume entriß sie sich der Brust ihres Vaters und schlich mit schuldbeladenem Herzen in die Behausung eines Fremden."

„Aber ihr Vater, was ward aus dem armen alten Manne?"

„Er sank ins Grab," lautete dumpf die kurze Antwort.

„Der Gram hat den armen Alten getödtet?"

„Er starb allein —" erwiderte der Page mit einer Stimme, die immer schwächer und schwächer wurde.

„Armer, armer Mann," klagte der ehrliche Schenkwirth theilnehmend.

„Ist es denn ein Unglück zu sterben?" fragte der Jüngling, indem er den Mann forschend an- blickte, dann fuhr er fort:

„Nein doch, sie war unglücklich. Er sank ins Grab kummervoll, aber schuldlos. Er starb am gebrochenen Herzen, aber ein friedlicher Schlummer folgte; sie aber lebte, — doch der Wurm nagte an ihrem Herzen. Die Untreue des kaltherzigen Mannes versetzte ihr den letzten Stoß, was hätte sie darum gegeben, hätte sie an der Seite ihres Vaters ruhen können, schuldlos, in dem dunklen Grabe."

Der Page senkte das Haupt, der Ausdruck des tiefsten Schmerzes sprach aus seinen Augen. Der Schenkwirth war ein roher Gesell, besaß aber ein menschlich fühlendes Herz, er reichte mitleidig das Goldstück dem Jünglinge wieder hin. „Nehmt dieses Gold," sprach er, „und gebt es dem armen Mädchen. Meine Kinder können sich ohne Frühstück behelfen, sie bedarf gewiß mehr des Geldes, als wir."

Ein schmerzliches Lächeln umzuckte die Lippen des Jünglings und Thränen füllten seine Augen. Er wies das Geld zurück wie vorhin und versuchte es, das Pferd zu besteigen. Der Schenkwirth trat hinzu und half ihm in den Sattel. Der Page nickte freundlich mit dem Kopfe und wollte so eben zum Pförtchen hinaus, als er bemerkte, daß er die Geldbörse noch in der Hand hielt; er ließ sie zu den Füßen des Wirthes fallen, setzte seinem Pferde die

Sporen in die Seite und sprengte von dannen, indem er den Weg nach Windsor einschlug. —

Bald ritt der arme Page gestreckten Galopps dahin, bald ließ er sein Roß sich in langsamen Schritten weiter bewegen, während er seinen schmerzlichen und bitteren Gedanken nachhing. Wie ein Schattengebild glitt das Pferd mit seinem Reuter durch die Dunkelheit dahin. Der Mond schien nicht, die Sterne waren vor dem herabgesunkenen Nebel nicht zu erschauen. Die Bäume und das Gebüsch am Wege zeigten sich als phantastische Gestalten und Gruppen: dieß alles stand im vollständigen Einklange mit dem, was die Seele des beklagenswerthen Jünglings beschäftigte — in ihm und außer ihm das tiefste Dunkel.

In dem Dickicht des Parks zu Windsor schwang sich der Page aus dem Sattel. Hier gab er seinem müden Rosse die Freiheit, sich in dem üppigen Grase zu erholen, dann erfaßte der Page wie unwillkürlich seinen Dolch und wie maschienenmäßig richtete er die Spitze auf die eigene Brust — plötzlich aber besann er sich, barg den scharfen Stahl in seinem Gürtel und sprach leise vor sich hin: „Noch nicht! — nicht hier!“ Mit diesen Worten schritt er dem Schlosse zu. Noch war der Tag nicht angebrochen und rings umher herrschte noch die tiefste Stille.

Der Page zog einen Schlüssel hervor, öffnete eine kleine Thür, durch welche man über die Terrasse in die Gallerie gelangte, die zu den Zimmern des Königs Philipp führte. Er trat leise in das früher von uns beschriebene Gemach.

Welche Ruhe herrschte dort! Noch war die Sonne nicht vollständig aufgegangen, aber ihre Frühstrahlen senkten sich herein durch die bunten Scheiben und verbreiteten über alle Gegenstände des Zimmers ein magisches Dämmerlicht. Der Page stand in der Mitte des Gemaches, so bleich und schweigend, wie ein Götterbild, das von seinem Altar herabgestürzt worden, während die ihm früher dargebrachten Opfer zerstreut umher lagen. Seine Gefühle überwältigten den Jüngling, er verließ rasch das Zimmer und trat in das Schlafgemach. Auch dieses war leer. Der Page wusch sich Gesicht und Hände in einem silbernen Becken, dann zog er aus einer kostbar gearbeiteten Kiste einen weiblichen Anzug hervor, den wir schon früher beschrieben haben. Er vertauschte denselben gegen die männliche Tracht und schleuderte diese in die Kiste. Nach wenigen Augenblicken stand ein weibliches Wesen da, reizend gekleidet, aber mit bleichem, verstörtem, verzweiflungsvollem Antlitz. Sie griff aufs neue in die Kiste, öffnete ein verborgenes Fach und nahm eine kleine

Phiole aus demselben, wobei sie ängstlich um sich blickte, so als fürchte sie bemerkt zu werden. Rings um sie her aber herrschte fortwährend eine Todtenstille, und kein Auge, als das des Allmächtigen blickte auf das arme schuldbelastete Mädchen.

Mit langsamen Schritten, starr vor sich niederblickend, begab sich das arme Mädchen in das Vorgemach und ließ sich dort auf die Kissen nieder. Sie öffnete ein Kästchen, welches sie ebenfalls aus dem verborgenen Fache hervorgezogen hatte. Kaum hatte sie den Deckel desselben gehoben, als sich auch ein starker Duft in dem Gemach verbreitete, denn das Kästchen enthielt nichts als zum Theil verwelkte Orangenblüthen. Sie öffnete alsdann die Phiole, und sprützte von deren Inhalte mehrere Tropfen auf die Blüthen. Mit bebender Hand, so als fürchte sie, daß ihr die Kraft schwinden werde, befestigte das unglückliche Mädchen alsdann die welken Blätter mittelst der verdorreten Zweige in ihrem Haar. Sie streuete alsdann die übrigen Orangenblüthen auf ein Kissen und legte ihr mattes, todtenbleiches Haupt auf dasselbe, so als wolle sie sanft einschlummern. — Noch hatte sie nicht lange so dagelegen, als alle Schmerzen von ihr wichen, ein wonniges Gefühl schien sie zu durchzucken, ihre bleiche Wange ward durch ein leichtes Roth gefärbt. Plötzlich aber

erblaßte sie aufs neue, sie zuckte mit großer Heftigkeit zusammen, streckte die Glieder und — war nicht mehr! —

Stunde verging auf Stunde. — Endlich trat Philipp ein durch die Thür, die zu den Zimmern seiner Gemahlin führte. Er blickte schnell um sich und runzelte die Stirn, als er das Lager noch unberührt erblickte. „Sie ist wieder nicht zur Ruhe gegangen, sie hat wieder gewacht," sprach er unwillig vor sich hin, „wird die Dirne sich denn niemals beschwichtigen lassen! Bei allen Heiligen! Find ich sie noch einmal auf meiner Spur, wie gestern, ich wäre im Stande — — " Bevor er diese Rede endete, war er in das Boudoir getreten, das Antlitz der Vollendeten war von ihm abgekehrt, es schien, als schlummere sie, und als habe das Geplätscher der Fontaine sie in den Schlaf gelullt. Philipp trat näher und schien entschlossen, sie unsanft zu erwecken, als er aber zu diesem Endzweck ihren Arm erfaßte, veränderte sich plötzlich der ganze Ausdruck seiner Züge. Er schrak heftig zusammen — ihre Hand war kalt und erstarrt. — Regungslos starrte er auf die Entseelte, wobei Schrecken und Reue sein Herz erfaßten. Der Anblick der welken Orangenblüthen zerschnitt ihm das Herz, er gedachte jetzt der glücklichen Stunden, in welchen er, von stür-

mischer Leidenschaft hingerissen, die reinsten Blüthen der Flur, als einziges Geschenk, dem reinsten Geschöpfe der Welt darbrachte. — Er fühlte, daß hienieden kein einziges Wesen ihn so geliebt habe, ihn so lieben werde, als diejenige, die seine Treulosigkeit getödtet hatte. — Jetzt aber war seine Reue zu spät, alles war vorüber.

Endlich raffte er sich zusammen, denn bei dem selbstsüchtigen Manne erstieg plötzlich der Gedanke an die Selbsterhaltung, er wandte sich rasch ab, warf die Orangenblüthen in das Kästchen und schleuderte dies in das Wasser der Fontaine. Dann stieß er das Fenster auf, ließ frische Luft herein und verließ rasch das Gemach.

Wenige Augenblicke vergingen und zwei treue Diener des Königs, beide Spanier, schritten durch den zu seinen Zimmern führenden Gang in das Gemach. Der bleiche Monarch winkte ihnen, sie hoben die Leiche der Unglücklichen von dem Kissen, hüllten sie auf seinen Befehl in eine reiche sammtene Decke und legten sie alsdann in die kunstvoll gearbeitete Kiste, die in dem Schlafgemache stand. Als die Diener sich entfernt hatten, wollte Philipp die Kiste schließen, aber seine Hand verweigerte ihm den Dienst. Er rief die Diener wieder herbei, und während diese die Kiste schlossen, warf er mit zittern=

der Hand auf ein Pergamentblättchen einige fast unleserliche Zeilen hin. Die Diener nahmen das Blättchen, hoben die Kiste empor und trugen sie fort.

Philipp blickte den Trägern bewegungslos nach und horchte mit der furchtbarsten Seelenqual ihren im Gange verhallenden Schritten, welche sich bald in dem Geräusch verloren, daß jetzt im Schlosse schon hörbar wurde.

Am folgenden Tage ward plötzlich ganz London in große Bestürzung versetzt, König Philipp erklärte, ohne irgend einen Grund anzugeben, seinen unwiderruflichen Entschluß, unverzüglich in sein Vaterland zurückkehren zu wollen. Die Königin war vor Schmerz außer sich, aber ihre Thränen und Bitten blieben fruchtlos; ihre Zudringlichkeit bewog den König nur noch mehr seine Abreise zu beeilen. Er verließ sogleich das Schloß zu Windsor und begab sich mit seinem Gefolge nach London. Diejenigen, welche sein Antlitz beobachteten, als er die Wohnung seiner königlichen Gemahlin auf immer verließ, bemerkten den Ausdruck des herbsten Schmerzes in seinen bleichen Zügen.

Schon war Philipp, nachdem er von Maria einen kurzen Abschied genommen hatte, im Begriff, sein Roß zu besteigen, als einer der Cavaliere den Monarchen darauf aufmerksam machte, daß der

Page, welcher sonst stets ihm zur Seite sei, vermißt werde.

Philipp schrak zusammen.

„Er ist vorausgesandt," erwiderte Philipp mit krampfhaft zuckenden Lippen, und ohne Weiteres warf er sich in den Sattel und sprengte von dannen.

Als der Monarch darauf zum Letztenmal auf englischem Boden stand, der Barke harrend die ihn an Bord des segelfertigen Schiffes bringen sollte, erwähnte einer aus seinem Gefolge neuerdings des Pagen. In demselben Augenblick trugen zwei Männer eine schwere sorgsam gepackte Kiste in ein Fahrzeug, welches das Gepäck des Königs an Bord bringen sollte. Philipp blickte düster auf die Kiste und entgegnete eintönig: „Er ist voraus gesandt!"

Es war ein schrecklicher Tag für die Königin Maria, als ihr Gemahl sie auf diese Weise der schmerzlichsten Einsamkeit Preis gab, sie überließ sich ganz und gar dem wilden Schmerze ihres Gemüths, wollte selbst ihren treuesten Räthen keine Audienz ertheilen und einen Augenblick lang gewannen die verfolgten Protestanten dadurch einige Ruhe. Sie war zu sehr mit ihrem eigenen Kummer beschäftigt, als daß sie an sie hätte denken können. Philipp hatte England bereits seit drei Tagen verlassen, als Maria von der Flucht Alice Copleys und

ihres Vaters Kunde erhielt. Nunmehr aber brach die Bosheit ihres Charakters mit einer solchen Heftigkeit aus, daß diese selbst ihr eigenes Leben bedrohte. Jetzt, glaubte sie, sey ihr Alles klar, denn sie war überzeugt, Alicens Flucht sey das Werk ihres treulosen Gemahls und sie habe ihn in sein Vaterland begleitet. Diesem Umstande verdankten vielleicht die Flüchtlinge ihre Sicherheit. Alice befand sich unterdessen ruhig in einem Kloster, nur wenige Meilen von London entfernt. Durch die Vermittelung des Cardinals Pole war sie dort unter einem angenommenen Namen aufgenommen worden, ohne von der Schwesterschaft hinsichtlich ihres Glaubens belästigt zu werden. Auch ihr Vater befand sich nach dem schon erwähnten Plane an einem sicheren Zufluchtsorte.

Der Verdruß und der Kummer äußerten auf die Königin ihre natürliche Wirkung. Ihre Gesundheit schwand immer mehr dahin; je kränker sie sich aber fühlte, je grausamer ward ihr Sinn. Scheiterhaufen auf Scheiterhaufen beleuchteten die Heimreise des Königs Philipp; ja ihr Sterbelager ward noch durch die Todesfackeln ihrer Unterthanen beschienen, welche ihrem blutbefleckten Daseyn nur Flüche und Verwünschungen nachsandten.

Der hochbetagte, wackere Cardinal Pole sank

bald nach dem Ablebèn der Königin gleichfalls auf das Sterbelager. An dasselbe gelehnt sah man eine weibliche Gestalt, welche ihr thränenfeuchtes Antlitz mit ihren Händen bedeckte. Vor dem Bette des Sterbenden knieete Arthur Huntly, sein Neffe und Erbe; er war bleich und vom Schmerze mächtig erschüttert. Sein Auge wich nicht von dem Antlitze dessen, der stets mit Liebe auf ihn geschauet hatte. John Copley lag in einem Winkel des Gemaches auf seinen Knieen, seine Hände waren gefaltet, seine Augen bebend zum Himmel empor geschlagen; einzelne große Thränen rollten ihm über die Wangen hinab. Endlich trat auch Pater Joseph, der Beichtiger der verstorbenen Königin, leise in das Sterbezimmer. Er trat ganz dicht an das Sterbelager des Prälaten und blickte anfangs ernst und ruhig auf. Die Nähe des alles verheerenden Todes aber äußerte auch auf diesen kalten Mann seine Wirkung und seine Wange erblaßte nach und nach.

Die größte Stille herrschte in dem Gemache, während dem Sterbenden das letzte Sakrament gereicht wurde. Pater Joseph athmete kaum, als er sein Haupt hinabneigte, um die ihm zugeflüsterte Beichte zu vernehmen. Das verklärte Lächeln des Cardinals verkündete, daß er nicht viele Sünden zu bekennen habe. Als die Ceremonie geendet war,

schien der Cardinal Ruhe zu wünschen, und der Pater zog sich in eine Fenstervertiefung zurück, wo er seinem Gemüth die nöthige Ruhe zu geben suchte. Nach einigen Augenblicken schlug der Sterbende die Augen wieder auf und gab durch eine schwache Geberde zu verstehen, daß der Beichtiger ihm wieder näher treten solle. Pater Joseph that, wie er verlangte und neigte sein Haupt neuerdings, worauf der Cardinal ihm leise ins Ohr sprach, dabei aber seine Augen fest auf seinen Neffen gerichtet hielt; Pater Joseph erschrak, sah scharf auf die weinende weibliche Gestalt, die neben dem Bette saß, und fragte in einem Tone, dessen Heftigkeit zu der im Gemache herrschenden Stille ungemein contrastirte: „Ist sie nicht eine Ketzerin?" —

Der Sterbende schlug sein Auge auf und der milde Ausdruck der Nächstenliebe leuchtete aus demselben. „Dieses Wort hat für mich jetzt wenig Bedeutung mehr," lispelte er, „ich bin im Begriff, dorthin zu gehen, wo Gott die Seelen prüft, ohne daß er fragt, ob der vor seinem Richterstuhl Erscheinende ein Katholik oder ein Protestant sei."

Pater Joseph wollte etwas erwidern, der Sterbende aber streckte seine Hand aus, so als wolle er die seines Neffen erfassen, und zu dem Beichtiger

gewandt, stammelte er: „laßt es ja dabei sein Bewenden haben, frommer Bruder."

Sein Blick hatte etwas Heiliges, gegen welches selbst die katholische Bigotterie nicht anzuknüpfen wagte. Der Priester neigte sein Haupt und flüsterte Franz Huntly einige Worte zu. Der junge Mann erhob sich, wie aus einem Traume geweckt, näherte sich der weiblichen Gestalt und erfaßte die Hand derselben. Alice Copley hob ihr Auge, blickte ernst auf den Geliebten und sprach einige Worte leise zu ihm. Ihre Wange ward bleich, aber sie duldete, daß Huntly sie zu dem Priester führte. Die Stimme des Pater Joseph, als er nun über die beiden Liebenden die Trauungsrede sprach, weckte den alten John Copley aus seiner andächtigen Beschäftigung. Er erhob sich aus seiner knieenden Stellung und näherte sich dem Lager, gerade in dem Augenblicke, in welchem der Segen über die nunmehr Verehelichten ausgesprochen wurde. — Als das junge Paar darauf vor dem Sterbelager auf die Kniee niedersank, öffnete der Cardinal die Augen und ein Blick unendlicher Güte strahlte aus denselben. Nach wenigen Momenten aber erlosch derselbe. Die Hand, die er mit seiner letzten Kraft ausgestreckt hatte, um die Neuvermählten zu segnen, sank auf das Lager zurück und das Auge des edlen Greises schloß sich auf immer.

Die Spanierin zur Zeit der Guerillas.

Novelle.



I.

In jenem Theile Spaniens, wo das Königreich Léon an Estremadura gränzt, in der bergigen Gegend, die immer steiler und steiler und immer wilder und wilder wird, so wie man in dieser entvölkerten Einsamkeit weiter vorschreitet, giebt es nur wenig bewohnte Orte; diejenigen aber, die dem Wanderer dort entgegen treten, sind bedeutend genug, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; Salamanca liegt in der Mitte dieser unfruchtbaren Ebenen, welche die Torme und die Agueda durchströmen. Es war aus Salamanca, aus welcher Stadt der tapfere Moore auszog, der mit seinem Leben die Langsamkeit einer mit nicht genugsamer Energie geführten Expedition bezahlte, als der Marschall Soult ihn verfolgte. Es wäre schwer in Spanien, selbst in dieser Vega de Grenada, *) welche durch die rastlosen Kriege

*) Man weiß, daß die Vega de Grenada acht hundert Jahre lang der beständige Schauplatz der Kriege zwischen den Mauren und den Christen war.

der Christen und Mauren berühmt geworden ist, eine Gegend aufzufinden, welche würdiger wäre, durch die Wichtigkeit der Begebenheiten, die in ihrem kleinen Raume stattfanden, berühmt zu werden. Das auf ihrer Oberfläche vergossene Blut hätte sie fruchtbarer machen sollen, als es in Andalusien geschehen, in dieser letztgenannten Vega, deren entzückende Schatten ihren Ursprung den Strömen menschlichen Blutes verdanken, das Christen und Mauren während ihrer Kämpfe dort vergossen. Es scheint aber im Gegentheil, daß der Zorn Gottes dort die Streitenden bis auf ihre Nachkommen verfolgte, wobei derselbe zu gleicher Zeit diejenigen traf, die das Kreuz angriffen, als diejenigen, die es vertheidigten. Es giebt wenige Orte in Spanien, ich wiederhole es, die trauriger und unfruchtbarer. Die Ufer der Torme sind durch keine Anpflanzungen von Bäumen geschmückt, welche diese, jedes Reizes der Natur entbehrende Landschaft beleben würden. Nur zwei Monate im Jahre bieten die Ebenen der Torme einen Anblick, der das Auge erfreut; alsdann öffnen schönprangende Blumen dort ihre Kelche, und würzen die Luft mit ihren wonnereichen Düften. Bei den ersten brennenden Sonnenstrahlen Spaniens aber, welken die Kinder Floras schnell wieder dahin, und alsdann zeigen sich dem Auge nur noch ausgetrocknete

Stengel; dieser Anblick ist noch trauriger, als wenn die Gegend mit Felsstücken bedeckt wäre. In der ganzen Umgegend von Salamanca ist die Gegend nackt und unfruchtbar; der Schatten dort würde kaum für einen nordischen Sommer hinreichend sein; man urtheile also, welche Hitze man im Monat August zu ertragen hat. Ueberdem herrscht hier eine Einsamkeit und Oede, welche die Schwermuth hervorruft. Zuweilen vor dem Kriege 1808 ward das Schweigen dieser Einsamkeit durch die Escorten gestört, die den Proviant nach den verschiedenen Gegenden brachten. Diese Transporte bestanden aus einer langen Reihe von Maulthieren und Eseln, die mit Mundvorrath und Wein beladen waren. Jedes Thier schreitet gravitätisch daher und folgt dem leitenden Cameraden, der auf seinem Kopfe das Zeichen seiner Würde trägt, das aus einem buntfarbigen, mit Glöckchen versehenen Federbusche besteht. Ein einziger Mann führt einen solchen Transport; er leitet zuweilen ganz allein funfzig dieser beladenen Thiere, schlendert entweder neben der Reihe dahin, oder setzt sich bei schlechtem Wetter auf das erste der Maulthiere. Dieser Führer trägt beständig Waffen bei sich. Zwei Carabiner liegen kreuzweis auf dem Sattel, worauf er zu reiten pflegt; an seiner Seite hängt ein langes Jagdmesser, wie man

sie zu Terceira fabricirt, eine furchtbare Waffe in der Hand dessen, der sie zu gebrauchen versteht.

Zuweilen wird auch die in dieser Gegend herrschende Stille durch das monotone Geräusch eines Wagens unterbrochen, der irgend einen Prior, oder die Aebtissin einer reichen Stiftung, zurück in das Kloster fährt, dem sie angehörten.

Als ich mich 1811 in dem Königreiche Léon befand, störten andere Dinge die Einsamkeit dieser traurigen Ebenen. Damals tobte der Angriffs- und Vertheidigungs-Krieg in seiner höchsten Wuth. Nicht blos, daß das Blut floß, es ward von erbarmungslosen Feinden mit schonungsloser Blutgier vergossen. — Alles war erlaubt, sobald es der Rache galt. Bei dem Aufruf zu derselben verzogen sich alle Lippen zum freudigen Lächeln, Alles bekam sofort ein anderes Ansehen. Ich sah im Jahre 1812 ein furchtbares Beispiel dieser Art. — Ich war Zeuge der Thatsache, und der Schmerz, daß ich das Unglück nicht verhindern konnte, ist lange Zeit nicht von mir gewichen. —

In der Mitte dieser öden Landschaft liegt eine Stadt, welche stets die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen wird: sie nennt sich Alba de Tormes. Dort lebte einige Zeit die heilige Therese, ihr außerordentlich weiches Herz war für die Liebe geschaffen.

Dort litt sie auch, indem sie mit jener Leidenschaft liebte, welche ihren Verstand verwirrte. Denn so wie man liebt, leidet man auch; das ist eine Bedingung der Liebe, wer auch immer der Gegenstand ihres Cultus sein mag. Neben der Freude stehet immerdar der Schmerz, ja oft nimmt er ganz und gar ihren Platz ein.

Dieser Theil des Königreiches Léon ist verschieden von dem, der ihn begränzt, den ich so eben beschrieben habe. Da giebt es keine Blumen, keine Wiesen, aber dieselbe Einöde; rund um Alba, eine alte Stadt, an der Tormes erbaut, verändert sich die Gegend und wird noch bergiger, noch waldiger. In dieser Gegend befindet sich Banos, berühmt wegen des Gefechts, welches hier Marschall Ney lieferte. Diese Landschaft ist überdem durch große Erinnerungen geheiligt. Dort fand die große Schlacht bei Tamaes statt; diese Affaire, bei der das sechste Corps gewahrte, daß ihr tapferer Chef es nicht mehr führe; und der Kampf bei Alba Tormes, wo der Herzog von Valmy fast die ganze, vom Herzog Parque befehligte, spanische Armee schlug. —

Im Jahre 1811 existirte noch zwischen Alba de Tormes und Medina del Campo ein Dorf, welches aus einigen ziemlich gut gebauten Häusern bestand,

dem Anscheine nach besser gebaut, als die meisten Häuser in dem alten Castilien und in dem Königreiche Léon. Die Gegend war damals reich an Wein; die Reben waren noch nicht ausgerissen und verbrannt worden, und der Dämon des Krieges hatte diese Landschaft noch nicht verheert.

Es war an einem Abend im Monat September des Jahres 1810. Lange war dieser Theil Spaniens, obgleich von den englischen und französischen Truppen durchzogen, von den Marodeurs verschont geblieben, welche für ein Land unheilbringender sind, als ein ganzes regelmäßiges Heer. Das Dorf, von dem ich erzähle, lag nahe bei der Pena de Francia, einer Bergkette bei dem Thale Batuécas, welches Frau von Genlis so romantisch beschrieben hat. In dem Dorfe San Pedro erinnert nichts an den düstern Aufenthalt im Thale Batuécas; seine Bewohner waren im Gegentheil heiter und thätig und überließen sich ruhig dem Ackerbau, der ihnen ein sorgenfreies Leben gewährte.

Unter ihnen befanden sich zwei junge Leute, welche die übrigen Dorfbewohner mit jenem unwillkürlichen Gefühle liebten, welches die Tugend einflößt. Das Mädchen, kaum 20 Jahr alt, war die Tochter eines Mannes, der in der Gegend berühmt war wegen des Muthes, mit dem er die Schleich-

händler bekämpfte, welche vor dem Kriege oft Angriffe auf einsam gelegene Dörfer, wie San Pedro eins war, versuchten. Dieser Mann nannte sich Thomas Munoz; er besaß eine ungewöhnliche Körperkraft und einen Geist, dessen Energie mit demselben übereinstimmte. Als der Krieg in Spanien ausbrach, überlegte Munoz, auf welcher Seite das Recht sei. Hätte sein Souverain Recht gehabt, wäre Munoz in seinem Dorfe geblieben, bereit, es gegen jeden Angriff zu vertheidigen, er würde alsdann keiner Fahne gefolgt sein; als er aber das Abscheuliche dieses Krieges einsah, da legte er seinen Spaten aus der Hand und stellte seine ländlichen Arbeiten ein. Er hatte vier Söhne und eine Tochter; das älteste dieser fünf Kinder war dreißig Jahre alt, das jüngste Kind zählte zwanzig; dies war Maria de las Dolores. Sie war schön und besaß jenen Reiz, den eine starke Seele und ein zärtliches Herz verleihen. Ihr Gesicht war in der Regel ruhig, bleich, aber es war jene Blässe, der weder Leben noch Frische mangelt; ihre Augen waren schwarz, leuchtend, und doch dabei sanft. Kurz, sie war eine jener Spanierinnen, die das Herz bezaubern und es sich auf immer zu eigen machen, indem sie einen das Vaterland und Alles vergessen lassen, was man früher als sie geliebt hat. —

Maria begriff ihren Vater vielleicht besser, als einer ihrer Brüder; und als er aufbrach, um die Schaar zu führen, die er zu einer Guerilla vereinigt hatte, folgte sie ihm in die Sierra, bewaffnet mit einer Muskete, und mit dem Muth eines tapferen Mannes. Das Wort „Vaterland" besaß für dieses junge Mädchen eine wahrhafte Zauberkraft; wenn sie es aussprach, bekam ihr Mund einen in der That bewundrungswürdigen Ausdruck, und ihre sonst sanften Augen flammten alsdann furchtbar und mit echt männlichem Feuer. Unter denen, welchen ihr Vater gebot, befand sich ein junger Mann aus Medina del Campo; er war schön, tapfer, und wollte nicht, daß Spanien besiegt werde. Als Maria ihn kennen gelernt hatte, als sie sah, daß er ein würdiger Sohn seines Vaterlandes sei, da liebte sie ihn; und als der junge Mann von ihrer Schönheit, von ihrer edlen Seele, von ihrem ganzen Wesen bezaubert war, da fragte er Maria, ob sie ihn zum Gatten wolle. Es war in der Nacht, sie wachten in dem Gebirge an dem Feuer eines Bivouacs; die andern schliefen, Munoz wachte. Aus einiger Entfernung betrachtete Joaquin Garriga, so nannte sich der junge Mann, Maria, in ihrer reizenden natürlichen Stellung. Sie saß am Fuße einer Eiche und hatte ihr Haupt an den Stamm

derselben gelehnt; so wie aber auch nur das leiseste Geräusch vernehmbar wurde, öffnete sie ihre Augen, welche die Müdigkeit schließen zu wollen schien; ihr großer feuriger Blick flog alsdann rasch umher, und drang bis in die dichteste Waldung. Vermehrte sich das Geräusch, so sprang sie rasch empor, und griff zu ihrer Waffe. Wenn der Lärm wieder aufhörte, setzte sie sich und ihr Gesicht nahm den sanften Ausdruck von vorhin wieder an.

Joaquin war allen ihren Bewegungen gefolgt; seit langer Zeit schon hatte dieser junge Mann Maria geliebt; die Unschuld aber, welche sie selbst in der Mitte dieser Männer umgab, die sie achteten, ohne sie zu verstehen, bildete zwischen Maria und Joaquin fast eine Schranke. Er zitterte bei dem Gedanken, daß sie seine Hand zurückweisen würde; das Vaterland schien ihre einzige Liebe auszumachen. Joaquin fürchtete; und er mußte fürchten, denn er liebte; wenn man liebt, fürchtet man immer. Die Furcht ist die Tochter der Zärtlichkeit, sang eine schöne maurische Romanze, oft schon wollte er an Maria schreiben, aber der Muth fehlte ihm dazu.

„Wenn sie mich abweisen sollte," sprach er zu sich selbst. — „Wenigstens sehe ich sie jetzt, ich schlage mich für sie, für ihre Vertheidigung. — Wenn sie mich zurückstoßen sollte!" —

In dieser Nacht aber konnte er dem Zauber nicht widerstehen, den diese Nachtwache der Waffen und der Liebe auf ihn ausübte: er glaubte in dem langen Blicke, den Maria zuweilen auf ihn richtete, einen Ausdruck zu bemerken, der das Pochen seines Herzens noch mehr steigerte, und wenn er gewahrte, daß sie aufsprang und zu ihrer Waffe griff, und sich wie der muthigste Soldat jeder Gefahr aussetzte, dann stieg seine Bewundrung aufs Höchste; als aber Maria sich wieder auf die feuchte Erde warf, ihr kummerschweres Haupt an den Eichenstamm lehnte, um etwas Schlaf und Ruhe zu suchen, da erschien sie ihm noch schöner als zuvor, und er vermochte nicht länger die Lippen verschlossen zu halten, die sehnsuchtsvoll danach verlangten, sich zu öffnen.

„Maria,“ sprach er zu dem jungen Mädchen gewandt, „Du mußt mir gestatten, bei Deinem Vater um Deine Hand zu werben! — Willst Du es mir erlauben?“ —

Maria zitterte; sie schlug ihr großes dunkles Auge auf, und blickte scharf und lange in das des jungen Mannes, dann überflog plötzlich eine leichte Röthe ihr schönes Antlitz, so daß sie einer blühenden Rose glich; sie lächelte schwermüthig, dann entgegnete sie, indem sie Joaquin die Hand reichte:

„Ich habe nichts dagegen!“

„Ha," rief der junge Mann, indem er sich rasch dem Baum näherte, an den sich Munoz lehnte, er wollte bei diesem sofort seinen Antrag machen, Maria aber erfaßte seine Hand und sprach mit leiser Stimme:

„Höre mich an, und antworte mir als ein edler Castilianer: Versprichst Du mir niemals Begnadigung anzunehmen?" —

„Ich verspreche es, ich schwöre es bei meiner Liebe zu Dir!" — —

Maria zog leicht die Augenbrauen zusammen.

„Ich verlange keinen solchen Schwur," sagte Maria, „ich will das einfache Wort eines Mannes; ein Schwur im Namen der Liebe hat für das Vaterland nichts Zuverlässiges.

„Wohlan," fiel Joaquin ein, „so schwöre ich es bei dem Vaterlande selbst, bei dem Vaterlande, das ich anbete, und unter dessen Banner ich trat, noch bevor ich Dich kannte, Maria!"

Die Stirn der jungen Spanierin entwölkte sich in etwas; sie lächelte dem jungen Manne zu und erwiderte:

„Ich glaube Dir, aber es giebt noch ein anderes Versprechen, welches ich von Dir wünsche: gelobe mir, niemals den Mann anzuerkennen, den der Tyrann von Europa uns aufdringen will, sondern

immerdar für unsern König Ferdinand den Siebenten zu kämpfen." —

„Ich schwöre es," rief Joaquin, „Fürchte nicht, Dein Leben mit dem eines Mannes zu verbinden, der nicht würdig ist, Dich zu verstehen! Das Vaterland und die Ehre sind mir gleich theuer, und Du lebst in meinem Herzen neben den Gegenständen meiner heißesten Liebe."

Die Augen Marias füllten sich mit Thränen, sie liebte Joaquin! sie hegte für ihn die innigste Liebe! und oft schon hatte im Kampfe, ohne daß er es bemerkte, ihre Waffe den Stahl eines feindlichen Kriegers von ihm abgewendet, ohne daß sie daran dachte, daß sie dadurch ihr eigenes Leben preisgab.

Aber liebt man anders? welches Weib, daß wirklich liebt, würde nicht gern sein Blut und sein Leben für den Gegenstand ihrer Liebe hingeben? Sie thut es nicht bloß mit Hingebung, sondern mit Glückseligkeit. — Nur wenn ein liebendes Weib ihr ganzes Sein dem Geliebten opfern kann, nur dann ist es glücklich, nur dann genießt es schon hienieden die Seligkeit der Engel. Alles, Alles für ihn, nichts für sich selbst, nichts als die Wonne, ihn zu schaun, das Glück, ihn zu lieben und sich von ihm geliebt zu wissen. Alles Andere in der Welt ist für sie nur Lüge. Das Weib, das nicht die Sclavin dessen ist,

den sie liebt, hat ihn niemals geliebt. Um so zu lieben, muß das Weib eine große Charakterfestigkeit besitzen, und eben so sehr, wie sie gegen den, den sie liebt, nur weiches Wachs ist, muß sie Stahl gegen jeden Andern sein. —

„Ja, ja," versetzte Maria, indem sie sich auf Joaquins Arm stützte, „wir wollen meinen Vater aufsuchen!" —

Sie traten zu Munoz, den sie in düstern Träumereien versunken fanden; er blickte hinab in die Ebene, die sich zu seinen Füßen ausdehnte, und zählte die feindlichen Wachtfeuer. Als er die Schritte der beiden jungen Leute vernahm, fuhr er auf, hatte aber nicht einmal die Zeit seine Waffen zu ergreifen, denn in demselben Augenblick schloß ihn seine Tochter schon in ihre Arme.

„Mein Vater," sprach sie, „Joaquin kommt mit mir, Dich zu bitten, ihn als Sohn aufzunehmen, sprich, willst Du?"

Und das junge Mädchen schlang ihre Arme um den Hals ihres Vaters, und warf sich an seine Brust, um die Röthe ihres Antlitzes zu verbergen, welches die Flamme des Wachtfeuers nur zu hell beleuchtete. Bei ihren Worten lächelte Munoz; diese Verbindung war ihm aus tausend Gründen recht: der junge Mann war reich, seine Tochter hatte eine schöne

Mitgift, beide waren jung und hübsch, sie liebten sich! — Was konnte ein Vater von der Vorsehung mehr verlangen? — Er drückte Joaquins Hand, zum Zeichen seiner Einwilligung, worauf er seine Tochter umarmte, indem er sprach:

„Sei glücklich, mein Kind, ich segne Dich!“ —

II.

Die französischen Truppen wurden bald darauf von dem Herzoge von Wellington zurückgedrängt; die Lage von San Pedro hatte es bisher vor jedem Angriffe geschützt, als aber die Armee sich erst auf dem Rückzuge befand, wuchs das Sicherheitsgefühl, weil die französischen Soldaten fürchteten, sich von ihrem Wege zu entfernen, und wirklich war auch das Vereinzeln sehr gefährlich. Munoz benutzte diesen Augenblick der Ruhe, um Joaquin und Maria mit einander zu verheirathen: die Hochzeit fand zu San Pedro statt, und zwar zur großen Freude der Dorfbewohner, von denen Munoz der Vornehmste, Maria aber der Schutzengel war; sie pflegte sie in Krankheitsfällen, sie verband ihre Wunden.

Nach ihrer Verheirathung aber veränderte Maria ihre Lebensweise; sie ging nicht mehr in die

Sierra, sie blieb daheim und pflegte auf das sorgsamste eine alte Großmutter, die gelähmt war, und seit Monaten schon ihr Lager nicht mehr verlassen konnte; bald vermehrten sich für Maria die weiblichen Pflichten, sie ward Mutter; sie schloß einen Sohn in ihre Arme, und eine Thräne perlte hinab auf die Stirn des Neugebornen. —

— Armes Kind, sprach die junge Mutter, „wenn Gott Dich nur nicht zum Sclaven im eignen Vaterlande hat geboren werden lassen!"

Bisjetzt hatte Maria ein bewegtes Leben geführt; bis auf die Gefangenschaft ihres Königs, welche sie als ein wahrhaftes Mißgeschick betrachtete, war sie bisher von keinem wirklichen Unglücke betroffen worden; der Augenblick aber rückte heran, wo die Stunde des Schmerzes sich ihr auf eine furchtbare Weise nähern sollte.

Die Armee von Masséna rückte in Spanien wieder ein, von der von Wellington verfolgt. — Die Franzosen, geführt von einem Manne, der sich selbst nicht mehr leiten konnte, wurden auf das Abscheulichste durch den geopfert, den man seit langer Zeit das Lieblingskind des Sieges nannte. In Spanien zurückkehrend, verbreiteten sich ganze Corps, welche schon seit fast einem Jahre der Nahrung und des Nothwendigen entbehrten, über die an ihre

Marschroute grenzenden Gegenden, wo sie die verabscheuungswürdigsten Excesse begingen. Munoz, welcher seine Lanze und seinen Dolch an die Wand gehängt hatte, um sich des Glücks seiner Familie zu erfreuen, begriff jetzt, daß die Stunde der Ruhe noch nicht für Spanien geschlagen habe, und daß das Blut jetzt wieder seine Erde düngen solle. Er versammelte seine Leute aufs Neue, rief seine Söhne, vertrauete die Vertheidigung des Dorfs dem Joaquin und seinem ältesten Sohne an, dann umarmte er seine Tochter noch einmal, und warf sich in die Sierra, um dort einem Regimente, welches auf San Pedro marschirte, um es zu zerstören, den Weg abzuschneiden.

Einige Tage darauf zog sich eine Schaar von Männern auf San Pedro zurück.

Es war der Ueberrest der Truppen des Munoz. Hundert dreißig Männer waren auf dem schmalen Bergpfade gefallen, in welchen der unglückliche, in seiner kriegerischen Unwissenheit, aber mit dem Heldenmuthe eines Tapferen, begabte Befehlshaber sie geführt hatte, mit dem Muthe, der niemals die Anzahl berücksichtigt, sondern nur unabläßig vorwärts schreitet. —

Munoz war zuerst gefallen. — Seine beiden Söhne waren ihm in den Tod gefolgt — der Jüngste

war tödtlich verwundet — er hatte indessen noch Kraft genug übrig, um die Wohnung seiner Schwester zu erreichen, um ihr den Segen ihres Vaters, sammt den an Joaquin gerichteten Befehl zu überbringen, gegen den Feind den Ueberrest der Truppen zu führen, und seine Fehler zu benutzen, um sie wieder auszugleichen.

Kaum hatte der junge Mann diesen Befehl überbracht, als er todt zu Boden sank; es schien, daß Gott ihm noch gerade Kräfte genug übrig gelassen habe, um die heiligste Sendung auszurichten, die nämlich: einer Tochter den Segen eines sterbenden Vaters zu überbringen. —

Als Maria zu ihren Füßen den blutigen Leichnam ihres jungen Bruders liegen sah, konnte sie anfangs keine Thränen vergießen, sie fühlte einen jener furchtbaren Schwindel, die glücklicher Weise nicht lange zu währen pflegen, — denn sonst würden sie den Tod geben. Die bleichen Lippen, die sich auf immer geschlossen hatten, hatten ihr also den Tod ihres Vaters und den ihrer Brüder offenbart, indem sie ihr zugleich das letzte Lebewohl zuhauchten! — Der unglücklichen jungen Frau schien ihr Herz fast zu brechen. Sie suchte mit ihrer krampfhaft zitternden Hand, ob ihre brennenden Augen eine Thräne hätten — sie waren trocken! — „Großer

Gott," flehte sie, „mache doch, daß ich weinen kann, denn ich fühle, daß ich sonst sterben werde!" —

Joaquin näherte sich ihr mit dem kleinen Manuel, ihrem Sohne. Dieses Kind war bereits ein Jahr alt, und nannte seine Mutter mit den liebkosendsten Namen. Als Maria seine süße Stimme vernahm, hob sie ihr kummerschweres Haupt, und blickte mit ihren brennenden Augen in das frische blühende Antlitz ihres Kindes. Ihr Bruder betete sie an, — diese Erinnerung rief in ihrer Brust ihre zärtlichsten Gefühle wach — und sofort entströmten ihren Augen Thränen, welches Joaquin mit Schrecken erfüllte. Er legte ihr ihren Sohn in die Arme, und drückte sie alsdann beide an sein Herz:

„Verzweifle nicht, Maria," sprach er, „bedenke, daß Dich noch mächtige Bande an diese Erde fesseln, Dein Sohn, Dein Gatte, Dein Bruder und Deine Großmutter! diese gute Alte, die nur noch lebt, um Dich zu lieben; willst Du sie dem Elende Preis geben?

„Nein, nein," rief weinend die unglückliche junge Frau, deren Seele durch die vielen Unglücksschläge tief gebeugt war. „Nein, nein, ich will nicht sterben! — Aber ich leide, mein Gott, wie leide ich ich! —

Der Leichnam Munoz ward denselben Abend nach dem Dorfe gebracht und beerdigt zwischen sei-

nen drei Söhnen. Der einzige noch übrige Sohn folgte dem Leichenbegängnisse mit Joaquin. Als sie das Grab für ihren Vater und für ihre Brüder graben sah, sprach Maria feierlich zu dem Todtengräber mit einem schmerzlichen herzzerreißenden Lächeln:

„Laß einen Platz für meinen Bruder und für mich!"

Joaquin seufzte tief auf. Der Unglückliche sah voraus, daß ihr Schicksal nur mit dem Tode oder mit der Feigheit enden konnte. — Das französische Regiment, welches auf diese Weise die tapfere Schaar des Munoz niedergemetzelt hatte, war ein Theil des achten Armeecorps; sein Befehlshaber besaß eine Härte, welche seine Untergebenen grausam machte, weil sie vor jeder Bestrafung ihrer Ausschweifungen gesichert waren; machte man ihnen über ihr Verfahren einen Vorwurf, antworteten sie:

„Wir haben mit Rebellen zu schaffen!"

Bei dieser Gelegenheit hatten sie sich auf wahrhaft schaudervolle Weise betragen, jeden Tag empfingen Joaquin und Pablo, sein Schwager, entsetzliche Nachrichten; mit Wunden bedeckte Unglückliche schleppten sich bis nach San Pedro, um dort zur Rache aufzufordern, und fielen verstümmelt zu den Füßen ihrer trostlosen Landsleute nieder; junge Mädchen,

geschändete Frauen langten unter Thränen an und flehten um Rache.

„Ich vermag diesen Anblick nicht länger zu ertragen," sprach Joaquin zu Maria gewandt, „es treibt mich fort, ich muß diese Ungeheuer aufsuchen. Mit einem Worte, ich muß kämpfen — hier kann ich das Leben nicht länger ertragen — die Luft hier erdrückt mich: es scheint mir, als ob jeder Windhauch von der Sierra her, mir die Aufforderung unsers schändlich gemordeten Vaters, unsrer niedergemetzelten Brüder bringe, sie zu rächen; einen Vorwurf, sie noch nicht gerächt zu haben."

Maria blickte ihn schweigend an, sie vermochte kein Wort über ihre Lippen zu bringen; sie drückte ihren Sohn an ihre Brust, näherte sich ihrem Gatten, schlug den andern Arm um den Nacken ihres Bruders, und preßte sie beide an sich — sie hätte sie mit ihrem Herzen umschließen mögen.

„Ach," sprach sie zu Joaquin gewandt, „ich besitze nicht die Kraft, Dich zurückzuhalten, noch weniger aber besitze ich den Muth, Dich von mir zu lassen. Wenn Gott Dich aber ruft, mein Freund, so folge — unsere Sache ist heilig, sie muß siegen! —

Aber sie gedachte ihres Vaters und ihrer Brüder, alle vier waren als Männer dieser Sache gefallen,

dann wollte ihr Herz brechen, und sie brach in Thränen aus.

Joaquin zog fort, aber bevor er San Pedro verließ, hinterließ er Marien seine Instructionen: sie waren ganz einfach und was sie enthielten, mußte von ihr verstanden werden, denn diese Instructionen betrafen die Sicherheit ihres Sohnes und ihrer Großmutter.

III.

Es war am 15. September, Nachts eilf Uhr, als Joaquin und Pablo Munoz sich in Marsch setzten, an der Spitze von zwei hundert Männern, sämmtlich wohl bewaffnet und um so mehr zur blutigen Rache entschlossen, da sie die Bewohner mehrerer, von den Franzosen verheerter und geplünderter Dörfer waren. Der junge Anführer, dem alle Wege der Sierra genau bekannt waren, wollte es versuchen, eine Art Verschanzung, welche die Franzosen aufgeworfen hatten, zu überfallen, und die Besatzung niederzumetzeln. Der Mond schien nicht; selbst die Sterne waren hinter den Wolken verborgen, und die Nacht war finster und regnicht.

Maria wollte ihren Gatten und Bruder bis

zum Fuße des Berges begleiten. — Sie ließ ihre Großmutter einen Augenblick lang allein, nahm ihren Sohn auf ihre Arme, und ging wirklich mit, bis nach dem Fuße des Gebirges, indem sie dem Ufer des Zaborodiel folgte. Der Wind heulte und peitschte die Zweige der Eichen; rings um sie her trug Alles so ganz den Stempel der Verwüstung, welches den Schmerz, der ihr Herz ohnehin schon zerriß, noch mehr steigerte; brennende Thränen rollten ihr über die Wangen hinab auf das rosige Kind, welches, ohne zu wissen warum, gleichfalls Zähren vergoß.

„Hier müssen wir uns trennen,“ sprach endlich Joaquin, „der Weg wird von nun an zu beschwerlich, und die Nachtluft wird unserm Manuel schädlich. — Also lebe wohl bis auf morgen, Maria — bis auf Morgen!“

Er drückte sein Weib an seine Brust, schloß seinen Sohn noch einmal in seine Arme, und übergab seine Gattin dem Schutze eines Mannes, der nach San Pedro zurückkehrte. Er warf sich in den Hohlweg des Berges und verschwand in der Waldung.

„Joaquin!“ rief Maria mit fast erstickter Stimme, denke an Deinen Sohn, denke an mich!“

„Ich denke rastlos an Euch Beide,“ erwiderte Joaquin, indem er den Felsen hinan eilte; „es heißt:

an Euch denken, indem ich das Vaterland verthei-
dige!"

„Ich Unglückliche!" jammerte Maria, indem sie
zu Boden sank, „ich selbst bin es, die einst diesen
Schwur von ihm forderte. — Mein Sohn, mein
theures Kind!"

Sie richtete sich schmerzerfüllt auf und wanderte
so rasch vorwärts, daß der Mann, der sie begleitete,
ihr kaum zu folgen vermochte. Eine halbe Stunde
darauf, konnte sie bereits die Häuser des Dorfes er-
schauen: da hemmte sie ihre Schritte. Sie wäre
gern nicht wieder in das Dorf zurückgekehrt; es war,
als ob ihr Leben sich ganz und gar in der dunklen
Waldung befinde. Eine furchtbare Ahnung füllte
ihre angstvoll beklemmte Brust. — Da vernahm
plötzlich Maria mitten in der Nacht, Musketen-
schüsse; sie horcht hin; sie irrt nicht; ihr scharfes
Ohr erkennt den Lärm des Todes, den sie oft selbst,
den Feinden ihres Vaterlandes zugesandt hatte. In
diesem Augenblick hatte das Schießen für sie einen
so furchtbaren Charakter, daß Maria kaum im
Stande war, es zu ertragen. Sie verdoppelte ihre
Schritte, und eilte, sich in ihrem Hause einzuschließen,
wo sie den entlegensten Winkel aufsuchte. Dort
sank sie auf ihre Kniee nieder, und betete; aber nur
ihre Lippen bewegten sich, denn ihr Herz war zu

aufgeregt: es sprach zu Gott nur, um ihm das viele Unglück vorzuwerfen. Plötzlich hörte ihr aufmerksames Ohr, wider ihren Willen, auf's Neue jene Schüsse, deren Kugeln, vielleicht weniger schrecklich für diejenigen waren, die sie trafen, als für die unglückliche junge Frau, die betend auf ihren Knieen, vor einem Kreuze lage.

Ihre Lage war schlimmer als der Tod selbst: es war eine lange furchtbare Todesqual! —

So verging Marien die entsetzlichste Nacht, die sie in ihren zwanzig Jahren verlebt hatte. Gegen Morgen schlossen sich ihre thränenmatten Augen einen Moment lang; sie entschlummerte, hinabgeneigt auf die Wiege ihres Sohnes und seine kleinen Händchen in den ihrigen haltend.

Plötzlich aber ward sie aus ihrem kurzen Schlummer durch einen Lärm in der Straße geweckt: Stimmen, Geschrei, Gejammer erschallten wild durch einander. Maria stürzte an's Fenster: sie erschaute dort ihr Schicksal.

Auf der durch das Dorf führenden großen Gasse jammerten Weiber und Kinder um Männer von der Truppe, die Joaquin und Pablo geführt hatten, alle waren mit Blut bedeckt, verwundet, ja, einige hauchten auf der Schwelle ihren Geist aus, noch be-

vor sie das Zimmer erreicht hatten, in welchem sie das Licht der Welt erblickten.

„Himmel,“ stammelte Maria, und auf ihren Stuhl zurücksinkend, hatte sie nicht die Kraft, das Fenster zu öffnen. In diesem Augenblick ward ihr Ohr durch die Nennung des Namens Joaquin berührt, der mit erstickter Stimme ausgesprochen wurde. Eine unwiderstehliche Gewalt erfaßte sie und trieb sie die Steige hinab unter die jammernde und weinende Menge.

„Mein Gatte! mein Gatte!“ stammelte sie mit kaum vernehmbarer Stimme. Joaquin, Joaquin! wo ist er? Was ist mit ihm geschehen? Und mein Bruder, mein theurer Pablo? Wo sind sie? Könnt Ihr mir nicht antworten, sind sie gefangen? verwundet?“

Und bei jedem dieser Worte heftete sie ihr großes dunkles Auge auf diejenigen, die sie umgaben.

„Gefangen, nicht wahr?“ fuhr sie fort, „denn todt können, dürfen sie nicht sein! todt! todt!

Ein furchtbarer Schrei entfloh ihrer Brust, als sie Gabriel bemerkte, einen der Lieutenants Joaquins, der das Haupt, unter dem Ausdruck des heftigsten Schmerzes, auf die Brust gesenkt hatte.

Maria verstand diesen Ausdruck.

„Todt! — todt Beide, sagt Ihr?“ kreischte sie.

Gabriel näherte sich ihr, um leise mit ihr zu reden, sie aber stieß ihn zurück.

„Fort von mir, Elender! rief sie. Wagst Du es, in dieses Dorf zurückzukehren, welches die Meinigen zwei Jahre mit ihrem Blute vertheidigt haben, und das Du heute den Feinden überlieferst, nachdem Du den Anführer nicht zu vertheidigen wußtest, Unglücklicher, der Du bist! — — Fort mit Dir, sage ich! — Ach mein theurer Joaquin, warum war ich nicht bei Dir! — Ich würde Dich vertheidigt haben! —

Und sie warf sich auf den Boden und stieß ein wildes Geschrei aus; ihr Schmerz war feierlich und schrecklich! — Die Weiber, welche gleich ihr ihre Gatten verloren hatten, wagten es nicht, im Angesichte eines solchen Schmerzes, ihre Thränen fließen zu lassen.

Endlich richtete sie sich auf. Eine der Frauen hatte ihren Sohn herbeigeholt. Das liebe kleine Geschöpf umschlang den Hals seiner Mutter, und bedeckte ihr Gesicht mit zahllosen Liebkosungen. Jetzt wurden ihre Thränen weniger bitter, und sie floßen reichlicher; sie war jetzt im Stande, dem Bericht über den furchtbaren Kampf in der Sierra ihr Ohr zu leihen. Aus dem, was sie vernahm, schloß sie, daß nach der Erfahrung, die sie ihrem eigenen

kriegerischen Wirken verdankte, das Dorf sich noch an demselben Abend in der Gewalt der Feinde befinden werde. Sie ward jetzt ein höheres Wesen, und der größten Bewundrung würdig. Sie gebot, das alle Männer sammt ihren Weibern aufbrechen und das Dorf verlassen sollten.

„Folgt mir!“ rief sie.

Sie langt auf dem großen Platze des Dorfes an. Dann schwingt sie sich auf den Steinhaufen, der das heilige Kreuz trägt, und hoch über die Menge erhaben, spricht sie:

„Möge Jeder mit sich nehmen, was er an Brod und Lebensmitteln fortschaffen kann, das Uebrige werde hieher auf diesen Platz geschafft.“ —

In wenigen Augenblicken ward ihren Befehlen Folge geleistet. Große Vorräthe von Lebensmitteln und Proviant aller Art wurden auf den Platz geschafft. Was die größte Masse bildete, waren die Ziegenhäute, in welchen sich der Wein befand. Alle Dorfbewohner standen da, und erwarteten den Befehl von Joaquins Wittwe, was mit allen diesen Dingen begonnen werden solle.

„Meine Freunde,“ sprach sie mit fester Stimme zu ihnen gewandt, seid Ihr entschlossen, keinen Bissen Lebensmittel den Bösewichten zurück zu lassen, die hier eintreffen werden?“

Man antwortete ihr mit wilden bejahenden Ausrufungen.

„Wohlan, fuhr Maria fort, wählt aus, was Ihr mit Euch nehmen wollt, alsdann aber verbrennt das übrige Brod, schüttet dieses Mehl in den Fluß, diese Ziegenfelle aber durchbohrt mit Euren Dolchen, damit der Wein verrinne. Gössen wir den Wein in den Fluß, würden die Franken nicht schauen wie wir sie verhöhnen!

Ein zorniges Geschrei, mit Verwünschungen und Flüchen gegen die Franken gerichtet, erwiderte Mariens Worten. Die Flamme wird im nächsten Augenblicke angezündet; die Ziegenfelle werden mit zwanzig Dolchstichen durchbohrt, und dahin strömt der Wein, den sie enthielten; das Brod wird zu Kohlen verbrannt, und das Mehl und das Korn haben dasselbe Schicksal, so gut wie das Fleisch und alle übrigen Lebensmittel. So wie die Flammen den Proviant verzehrten, dessen sich sonst der heranrückende Feind bemächtigt haben würde, schien Maria ihr Leiden zu vergessen. In dem Augenblicke aber, als Gabriel die letzten der Ziegenhäute durchbohren wollte, hielt Maria seinen Arm zurück.

„Trage diese zwölf Ziegenfelle in mein Haus, gebot sie, ich werde einen guten Gebrauch davon zu machen wissen.

In diesem Augenblick trieb der aus der Sierra herpfeifende Wind schrillende Töne und ein Geräusch her, welches dem Rasseln der Trommel glich.

„Da kommen sie! rief Maria, und plötzlich wurde sie blaß wie der Tod, und gleich darauf färbte wieder dunkle Röthe ihre Wangen.

„Es ist Zeit, daß Ihr aufbrecht, rief sie. Beeilt Euch! Zieht sämmtlich von dannen!“

„Und Ihr, Ihr, was soll aus Euch werden? fragten, wie aus einem Munde, alle Dorfbewohner.

„Konntet Ihr denn auch nur einen Augenblick glauben, daß ich meine alte Großmutter verlassen würde. — Wie vermöchte sie uns zu folgen? Man müßte sie tragen; das würde Euren Marsch aufhalten, und Euch zu Gefangenen machen. Eine alte kranke Frau, ein Kind, ein unglückliches Wesen, wie ich, was können Ungeheuer ihnen Böses zufügen? Zieht also von dannen, möge die heilige Jungfrau Euch auf Eurem Wege begleiten. Betet für mich — der Himmel wird Euch beschützen.“ —

Das Rasseln der Trommel schien immer näher und näher zu kommen. Maria nahm jetzt den Ton eines wirklichen Befehlshabers an; sie ging selbst in jedes Haus, trieb die Bewohner zum Aufbruche an, und bezeichnete die Gegenstände, welche mit fortgeschafft werden sollten. Sie sah den letzten Bewohner

sich entfernen, und horchte noch eine Zeitlang den nach und nach verhallenden Schritten der Flüchtlinge; sie sah ihre Waffen in den Strahlen der Herbstsonne glänzen, die ihre Lanzen beleuchteten. — Endlich sah sie nichts mehr; das Geräusch der Flüchtlinge verminderte sich, und bald verstummte es gänzlich, während das Rasseln der Trommeln der Franzosen immer näher kam.

Als Maria sich nunmehr allein befand, bemächtigte sich ihrer jenes allgewaltige Gefühl, das dem, der es empfindet, den Tod zu geben vermag; ein Schauder überflog alle ihre Glieder, sie zitterte heftig. Es war ihr, als trete sie in eine neue Welt, und als würde sie in derselben von ihr bisher unbekannten Leiden und Schmerzen aufgenommen. Ihre Vernunft verwirrte sich, sie wollte etwas sprechen, der Ton ihrer eigenen Stimme erschreckte sie: ein furchtbarer Gedanke blitzte in ihrem Gehirne auf.

„Ewiger Gott! ich habe nicht gebeichtet!“ rief sie endlich in unbeschreibbarer Todesangst. —

Sie eilte mit Blitzesschnelle in das Zimmer ihrer Großmutter. Sie hatte ihren Sohn neben der gelähmten Frau in die Wiege gelegt, und sie aufgefordert, für sie alle drei zu beten. Als sie wieder in das Gemach trat, betete die Alte ihren Rosenkranz, das Kind schlummerte.

„Meine Mutter,“ sprach Maria, indem sie leise vor dem Lager der Kranken niederknieete, „wollt Ihr meine Beichte anhören?“

Die Gelähmte lächelte sanft und neigte bejahend das Haupt; sie konnte nicht sprechen. Maria begann ihre Beichte mit einer Andacht, wie sie sie in keiner Kirche inniger hätte empfinden können. Als sie geendet hatte, legte die Alte ihre dürren Hände auf das Haupt ihrer Enkelin, und spendete ihr einen mütterlichen feierlichen Segen.

IV.

Maria lag noch auf den Knieen, als die erste Compagnie des französischen Regiments in das Dorf San Pedro einzog. An der Spitze von achtzig Mann marschirten ein Capitain und ein Lieutenant, die sehr ungeduldig waren, Lebensmittel aufzufinden; denn seit zwei Tagen hatte das ganze Regiment keine Rationen bekommen.

„Was hat das zu bedeuten?“ bemerkte ein Unterofficier, der bereits in zwei oder drei Häuser getreten war, „was hat das auf sich? Es ist keine lebendige Seele in diesem Dorfe aufzufinden.“

„Sie werden es hier gemacht haben, wie über-

all," antwortete der Capitain; „desto besser, so werden wir ihre Lebensmittel aufzehren. Also ans Werk, Kinder, Jeder suche etwas aufzufinden."

Unterdessen hatten sie den großen Platz des Dorfes erreicht; hier stutzten sie bei dem Anblick der durchbohrten Ziegenfelle und des verkohlten Brodtes, welches, um sie zu verhöhnen, zurückgelassen war.

„Das sind wahrhafte Teufel, diese Spanier," schrieen die Soldaten. „Sah man je auf diese Weise das Brod verbrennen und den Wein verschütten!

Man untersuchte die Ziegenfelle, es war kein Tropfen mehr in denselben. Als die Soldaten überzeugt waren, daß sich im Dorfe durchaus kein Proviant befinde, bemächtigte sich ihrer die höchste Wuth; sie stießen furchtbare Flüche und Drohungen aus, stürzten in die verlassenen Häuser, und schwuren das Dorf in Brand zu stecken. Einen solchen Strom hemmen zu wollen, wäre gefährlich gewesen, so dachten die Officiere. Sie setzten sich traurig auf die Stufen, von wo aus Maria zu den Dorfbewohnern geredet hatte, sie wollten hier jedenfalls warten, bis die Soldaten sich ausgeruht hätten, um alsdann nach Medina aufzubrechen, wo sie Lebensmittel zu finden hoffen konnten. Plötzlich, als sie so niedergeschlagen dasaßen, vernahmen sie ein stür-

misches Freudengeschrei, und sahen einige Soldaten heranrennen, die etliche gefüllte Ziegenfelle und mehrere jener weißen festen Brödte trugen, die man in Spanien antrifft.

„Mein Capitain, mein Capitain!" rief ein Corporal, „hier ist eine Beute, die mir mehr Freude macht, als das kostbare Perlenhalsband, welches ich zu Cairo in Egypten fand! Ich bin es, der dies hier entdeckt hat." —

„Nein, nein, ich habe es entdeckt," rief ein Sergeant.

Mit Eurer Erlaubniß, Sergeant, ich war es," fiel ein Soldat ein, welcher, die Hand an den Tschako gelegt, näher trat. —

„Schweigt Cameraden!" gebot der Capitain, „es kommt ja nicht darauf an, wer es gefunden hat, genug, daß es da ist. Greift zu also, Kinder, eßt und trinkt, aber beeilt Euch."

In diesem Augenblick ward der Capitain zwei Soldaten gewahr, die ein Weib vor sich her stießen, das ein Kind im Arme trug: es war Maria. Sie war bleich, aber sie ging mit festen Schritten, ihre Augen waren niedergesenkt. Obgleich ihr Anzug der einer Frau niedern Standes war, erhob sich dennoch der Capitain und begrüßte sie, gleich als fühle er sich zu dieser Höflichkeit veranlaßt.

„Seid Ihr aus diesem Dorfe?“ fragte er mit einiger Höflichkeit; denn er war jung und Maria war schön.

„Ja,“ antwortete die junge Frau.

„Weshalb ist dieses Dorf verlassen, weshalb seid Ihr allein zurückgeblieben?“

„Weil alle Dorfbewohner in die Sierra la Pena de Francia geflüchtet sind. Ich allein blieb zurück, mit meinem Kinde und meiner gelähmten Großmutter.“

„Warum ist dieses Brod verbrannt worden?“

„Damit Ihr es bei Eurer Ankunft nicht vorfändet. Der Spanier darf kein Brod für den Franken backen.“

In diesem Augenblick wollte ein Soldat eines der Ziegenfelle anbohren, um Wein zu trinken. Ein Gedanke durchzuckte das Gehirn des Lieutenants, der ein älterer Mann war, als der Capitain, welches zu jener Zeit nichts Seltenes war.

„Warum ist dieser Wein nicht verschüttet worden, wie der übrige?“ fragte er zu Maria gewandt.

„Weil ich ihn zu verbergen hoffte, Ihr habt ihn dennoch aufgefunden.“ Ein Blick des Hasses begleitete diese Phrase.

„Ist dieser Wein gut?“

„Ja, ohne Zweifel.“

„Gut, so wirst Du Dich nicht weigern, ihn uns zuzutrinken?“

„Keineswegs.“

Und sie streckte die Hand gegen den Capitain aus. Er füllte einen silbernen Becher, den er bei sich trug. Maria leerte den Becher ruhig und mit kaltem Blute.

„Der Wein scheint sehr gut, Du wirst auch Deinen Sohn davon kosten lassen.“

„Ein leichtes Zittern bewegte die Hand der Mutter; aber es war so unbemerkbar, daß nur das scharfe Auge einer Mutter es zu schauen vermochte. Sie ergriff schnell die Tasse, führte sie an die Lippen des armen Kindes; dann reichte sie sie dem Lieutenant hin.

„Jetzt könnt Ihr trinken,“ rief der Capitain den Soldaten zu: „laßt nur ein Ziegenfell unberührt.“

Es war Marien in diesem Augenblick, als sähe sie den Himmel offen und als lächelten aus demselben ihr Vater, ihr Gatte, und ihre Brüder auf sie herab!

Doch in diesem Moment fühlte das arme Geschöpf, welches sie auf ihren Armen trug, zuerst die Folgen des Gifts, das in dem Weine enthalten war: es war Arsenikum! Das arme Kind erblaßte, und

begann sich mit krampfhaften Convulsionen zu winden. Die Mutter kämpfte einen Augenblick lang gegen diesen entsetzlichen Anblick an; aber bald unterlag das Mutterherz einem solchen Schmerze: der Jammer ihres Kindes warf ihre Vernunft über den Haufen.

„Barmherzigkeit, süßer Engel! stöhnte sie, indem sie auf ihre Kniee niederstürzte, und ihren Sohn zu den Füßen des Kreuzes niederlegte. Verzeihung, theures, geliebtes Kind, Du mein Schatz, Du mein Kleinod, Deine Mutter wird bald wieder mit Dir vereinigt sein.

„Unglückliche!" schrieen die Officiere, „der Wein war also vergiftet!"

Maria richtete sich auf und zeigte sich den Männern in einer wahrhaft erhabenen Majestät. Sie war bleich, bleich von dem Gefühle, welches sie anregte, bleich von dem Gifte, welches bereits bei ihr zu wirken begann.

„Ja!" rief sie mit einem bitteren Lächeln, „ja dieser Wein war vergiftet, ich selbst habe das Gift hinein gethan Ihr elenden Mörder, all der Meinen! in einem Monate habt Ihr meinen Vater, meinen Gatten, und meine vier Brüder getödtet. Ja, ja, Ihr seid vergiftet! — Fluch, Fluch über Euch!

Fluch über Frankreich! Der Fluch einer Sterbenden ist furchtbar und unheilbringend.

In diesem Augenblick rief ein neuer Jammer sie zu ihrem Kinde hin.

Die Officiere, von denen zwei nichts getrunken hatten, wollten sie vor der Wuth der Soldaten schützen, die sie niederhauen wollten, sie warfen sich zwischen sie und die zornigen Krieger, die Unglückliche aber hörte sie nicht mehr. Ihr kleiner Manuel, hatte so eben sein jugendliches Dasein ausgehaucht, und sie hielt ihn in ihren Armen, bleich und kalt, wie eine dem Boden gewaltsam entrissene Blume.

„Ungeheuer!“ schrie sie auf's Neue, „Ihr barbarischen Ungeheuer! Ihr habt mich zu dieser schaudervollen That gezwungen, zu diesem Verbrechen genöthigt, ich habe mein eignes Kind morden müssen. Aber nein, nein,“ fuhr sie mit zum Himmel emporgehobenen Händen fort, „ich bin nicht strafbar. — Was wäre aus Dir geworden, armes Kind. — Du würdest ein Sclave gewesen sein, Du würdest die schmachvolle Kette der Franken haben tragen müssen. Nein nein, Segen über Deine Mutter, Fluch aber über Frankreich!“

„Jetzt war es nicht mehr möglich, der Wuth der Soldaten Einhalt zu thun; sie warfen sich auf das unglückliche Weib, die ihr schon kaltes Kind in

ihre Arme nahm, denn sie wollte, daß dasselbe ihr Schicksal theilen solle; hatte es auch nicht die kleinste Empfindung mehr.

Kaum konnte sie noch einen kurzen Schrei ausstoßen, denn mehr als dreißig Säbelstiche durchbohrten ihr Herz. — Sie sank auf die Stufen des Kreuzes nieder; noch immer ihren Sohn in ihrem Arme haltend. Die Soldaten erfaßten sie, und stürzten, trotz der Vorstellungen der Officiere, den blutenden Leichnam in den Fluß, nachdem sie denselben mit mehreren Steinen beschwert hatten.

Die Staubeshülle der Unglücklichen trieb nur einige Augenblicke lang auf der Oberfläche umher, dann zog das Gewicht der Steine sie hinab, und ihr nasses Grab schloß sich über ihr!

Den Soldaten ward die schleunigste und möglichste Hülfe gespendet; aber trotz aller Bemühungen starben dennoch 37 Mann an dem Gifte, welches ihnen die patriotisch gesinnte Spanierin, indem sie ihr eignes Leben und das ihres Kindes zum Opfer brachte, gereicht hatte.

Gretry und die Seinigen.

Nach authentischen Quellen erzählt.



Im Julimonat des Jahres 1726 langte ein alter deutscher Geistlicher, auf seiner Reise von Preßburg nach Lüttich, in dem Dorfe Blegnez an, um eine liebe Nichte zu besuchen, welche dort lebte. Es war an einem Sonntage nach der Vesper; der wackre Pfarrer hörte, nachdem er das fromme Geläut der Glocken vernommen hatte, plötzlich auch die Töne einer Geige. „Das ist schon recht," sprach er zu sich selbst, „der fröhliche Gesell tröstet sich über die Leiden dieses Lebens und tröstet auch sein Weib, indem er die Geige streicht. Großer Gott, verzeihe ihnen ihre Sünden!" Während er so vor sich hin sprach, schritt er fortwährend den Klängen der Geige näher. Er begegnete einem Bauer. „Mein lieber Freund," fragte er, „ist es nicht dort jenseits der Kirche, hinter jener Hecke, wo Jean Noe Gretry wohnt?"

„Ja, ehrwürdiger Herr," versetzte der Bauer, „er hält die beste Schenke viele Meilen in der Runde. Mein Seel, dort findet Ihr Bier und Branntewein, wie man es sich nicht schmackhafter wünschen kann. Und wenn Ihr gar Lust verspüren solltet, könnt Ihr dort ein Tänzchen machen mit schmucken Dirnen."

Der Pfarrer runzelte die Stirn, und setzte seinen Weg fort. „Ei, ei," murmelte er vor sich hin, „der Herr Neffe ist ein curioser Patron, er berauscht die Menschen auf mancherlei Weise. Wenn man es aber recht bedenkt, so ist ein wenig Lustbarkeit bei diesen armen Leuten eine Sünde, die der Himmel verzeihen wird. Wir wollen doch einmal sehen."

Er hatte jetzt den letzten Pfeiler der Kirche umschritten, und wie auf einen Zauberschlag bot sich seinen Augen ein Schauspiel dar, wie er es zu gewahren nicht gewohnt war. Man denke sich eine Landschaft Berghems, oder vielmehr ein ländliches Fest von Teniers Meisterhand gemalt, kurz, ein Gemälde aus der Niederländischen Schule, mit dem ganzen ländlichen Schmuck, mit der ganzen lärmenden ländlichen Freude, mit seiner ganzen pittoresken Umgebung und man kann sich eine Idee von dem Erstaunen des alten Pfarrers der Cathedrale zu

Preßburg entwerfen. Auf den ersten Blick erschauete er auf dem grünen Rasen unter den alten Ulmen auf einem Fasse stehend, seinen Neffen Jean Noe Gretry, welcher die Geige strich. Die ganze blühende Jugend der Umgegend tanzte lärmend rund um ihn her, ja selbst einige ältere Leute beiderlei Geschlechts reiheten sich mit grotesken Sprüngen den Tänzern an. Hierauf aber beschränkte sich das Gemälde keineswegs: vor dem zugleicherzeit herausstaffirten und ländlichen Häuschen des Geigenspielers sah man ein halbes Dutzend Tische, zu welchen die Tänzer dann und wann eilten, um sich an einem Trunke frischen Biers, oder einem Schenkenschnitte zu laben. In der Schenkstube des Häuschens spielten die älteren Männer des Dorfes Karten, oder schwatzten von vergangenen Tagen, während weiter hin der Hirt von Blegnez, der auch Theil nehmen wollte an der allgemeinen Lustbarkeit, die Schalmey blies, indem er die buntgefleckten Kühe und die brüllenden Stiere zu Stall trieb. Der Himmel war ziemlich blau für einen flammländischen Himmel; die untersinkende Sonne schien auf das ländliche Fest herabzulächeln; die Wiesen dufteten lieblich; kurz, alles rings umher war Jubel und Wonne.

Kehren wir jetzt zu unserm alten Pfarrer zurück, welcher seine Seele Gott empfehlend, unter

dem weltlichen Getreibe, den Kopf senkend, längs der Scheune dahinschritt, bis er endlich während eines Contretanzes die Thür der Behausung seiner geliebten Nichte erreichte.

Es waren jetzt zehn Jahre vergangen, seit Mademoiselle Dieudonné Campinado sich freiwillig von Jean Noe Gretry hatte entführen lassen, um mit frommer Ergebung ihn auf seiner abentheuerlichen Laufbahn zu begleiten. Sie waren vor Gott und vor einem Notar mit einander verheirathet, aber trotz der Gesetzlichkeit der Verbindung hatte dennoch die Familie Campinado den jungen Gatten kaum verziehen. Der alte Pfarrer, welcher vor seinem Tode gern diese Verzeihung aussprechen wollte, hatte auf seiner Reise zu diesem Endzwecke in dem Dorfe Blegnez Halt gemacht. Alles, was er indeß in diesem Augenblicke schauete und vernahm, minderte ein wenig in seinem Herzen das Verlangen, Vergebung zu spenden. Grade in dem Augenblicke, in dem er die Schwelle überschreiten wollte, trat seine Nichte, die er nur als das frommste und schüchternste Mädchen seiner Gemeinde gekannt hatte, ihm in einem recht geschmackvollen, aber ziemlich leichten weltlichen Anzuge aus dem Häuschen entgegen; sie trug in jeder Hand einen mit Bier gefüllten Krug und sang dabei ein lustiges Lied. Bei dem Anblick

ihres alten Onkels ließ sie die beiden Krüge fallen, und der Gesang erstarb auf ihren Lippen.

„Ach, mein Onkel, mein lieber Onkel!“ rief sie. „So kommt doch her, Noe, und umarme schnell unsern Onkel!“ Bei diesen Worten warf sie sich an die Brust des alten Pfarrers. Der Geigenspieler ließ trotz seiner Vorliebe für die Musik und den Tanz, schnell Tänzer und Violine unbeachtet, und eilte herzu. „Kinder! Kinder!“ rief der Pfarrer, „in welcher Hölle lebt Ihr hier?“

„Mein Seel,“ lachte Noe, „wenn es in der Hölle so lustig hergeht, ich glaube guter Onkel, Ihr kämet auch dorthin. Aber nicht wahr, ein Krug guten Biers wird Euch behagen? Was sage ich, Bier, ich vergesse, daß ich mit einem geistlichen Herrn spreche. Hinab in den Keller, mein gutes Weib, dort lagern noch einige Flaschen für die hohen Festtage. Und ist denn heute nicht ein großer Feiertag?“

Der alte Oheim wollte gerade etwas erwidern, da aber strömte ein Dutzend Tänzer von Neugier angetrieben der Thür zu. „Großer Gott,“ rief erschrocken der alte Pfarrer, „das wird ja immer ärger, ich hoffe doch, Neffe, man wird mich nicht etwa zwingen, mit zu tanzen?“

„Und wenn nun auch, guter Oheim, es wäre

keine allzugroße Sünde. Doch Eure Beine können unbesorgt sein. Um Euch meinen guten Willen zu zeigen, wäre ich selbst bereit, Euch meinen Platz zu überlassen, von da aus könnt Ihr vortrefflich eine Predigt an die jungen Mädchen richten, die ihnen ohne Zweifel ganz gut thun würde. Unterdessen laßt uns eins trinken auf's Wohl der dort so freundlich hinabsinkenden Sonne.

Die Frau des Geigenspielers hatte unterdessen eine bestaubte Flasche aus dem Keller geholt und Gläser hingestellt. Noe ließ wie ein Sachverständiger den Pfropfen springen und schenkte mit Anstand ein; der alte Pfarrer, er mochte wollen oder nicht, mußte ein Paar Gläser eines feurigen Weines trinken, welcher des Gaumens eines deutschen Geistlichen vollkommen würdig war. „Aber wo bleibt denn unser Bube?“ fragte Noe.

„Da kommt er so eben mit einem Vogelneste zurück,“ erwiderte die junge Mutter mit einem liebevollen Blick. Der kleine Jean war ein ungemein lieblicher Knabe von sieben bis acht Jahren, welcher die ganze Drolligkeit und Schelmerei seines Alters besaß. Er lächelte, betrachtete seine drei jungen Vögel und schien den Herrn Pfarrer durchaus nicht zu beachten.

„Komm hierher, Jean, und umarme Deinen

Oheim," rief Noe ihm zu. „Vor allem aber gieb diesen Thierchen die Freiheit, habe ich Dir nicht schon oft gesagt, daß das Nestausnehmen eine Sünde ist."

Der Knabe zögerte. „Gehorchst Du sogleich, sollst Du heute eine Stunde weniger lernen," fuhr sein Vater fort. Der kleine Jean schüttelte mit dem Kopfe. „Läßt Du sie fliegen, sollst Du mit mir eine Stunde auf der Geige spielen."

Das wirkte; der Knabe betrachtete nachdenkend die Vögel, plötzlich öffnete er die Hand, und die kleinen befiederten Gefangenen flatterten lustig von dannen. „So recht," sprach Noe, indem er wieder zu seiner Violine griff. Der Knabe verlor unterdessen keine Zeit, er flog auf seine Kammer, nahm von der Wand eine alte Geige, die seinem Vater auf einer seiner Reisen zu Händen gekommen war, und stieb damit hinab, indem er auf den Saiten umher fuhr. Der alte Pfarrer hielt ihn unterweges auf. „Wie," fragte er erstaunt, „eine Geige in siebenjährigen Händen? In Deinem Alter darf man nur das Weihrauchfaß schwingen, darf man nur Lieder zum Lobe des Herrn singen. Bist Du denn kein Chorknabe?" Bei diesen Worten legte der Onkel die Hand auf das Lockenhaupt des Kleinen.

„Das wäre mir gerade recht, ein Chorknabe! Das taugt nicht für mich, das ist gut für Andere."

„Es ist ein ganz seltsamer Knabe," bemerkte die Mutter, „wir mögen sprechen, so viel wir wollen, er will immer nur etwas von der Geige hören."

„Sprich, Kleiner," sprach der Pfarrer weiter, „willst Du mich nach Preßburg begleiten, ich will für Dich sorgen."

„Er würde einen allerliebsten kleinen Canonikus abgeben," lächelte die Mutter.

„Ich Canonikus!" lachte laut der Knabe, und fort sprang er zu seinem Vater auf die Tonne, wo er auf seinem Instrumente einen Tanz herabstrich, so gut er es vermochte. Der alte Pfarrer konnte nicht umhin, zu lächeln, er erfaßte die Hand seiner Nichte und sprach in einem halb ernsten, halb heitern Tone: „Meine liebe Johanna, was für einen Jungen hast Du da in die Welt gesetzt? Einen Jungen, der nur zum Geigenspieler taugt."

„Ei was, mein guter Onkel," versetzte die muntre Frau, „ein jeder Weg führt nach Rom, und man kann eben so gut mit einem geschickten Bogenstrich, als mit einer schönen Predigt in den Himmel gelangen. Ist es denn ein so großes Unglück, zu dem Vergnügen jener guten Leute wöchentlich

einmal beizutragen? Aber sprechen wir nicht mehr davon, geben wir uns ganz der Freude des Wiedersehns hin."

Der wackre Geistliche schickte sich in die Umstände, und trotz seiner Gegenwart ging lustig der Tanz seinen Gang; er beklagte sich nicht darüber. Das Abendessen war des Festes würdig. Man trank den guten alten Wein und verzehrte ein lecker gebratenes Kaninchen, dessen der alte Herr später noch oft gedachte.

Am folgenden Tage setzte er seine Reise fort, höchst zufrieden mit der Gastfreiheit seines Neffen; er schied, nachdem er das bescheidene Häuschen gesegnet hatte, das der fröhlichen Familie ein Obdach gewährte. Jean gab ihm das Geleit bis in das nächste Dorf, wobei er unablässig Blümchen pflückte, oder Schmetterlinge haschte. „Lebe wohl," sprach der Oheim beim Scheiden, „möge die heilige Cäcilie Dich beschützen und der Himmel Dein Führer sein! Die Familie Gretry," sprach der Pfarrer, als er sich allein befand, „scheint von dem Schicksal nur für die Geige bestimmt!"

Vier Jahre darauf errang der kleine, damals kaum 12 jährige Jean zu Lüttich den Preis im Violinspiele; es war ein wahrhaftes Wunderkind zu jener Zeit, wo die Wunderkinder noch nicht so häufig

waren. Da es damals nur wenige Zeitungen gab, so verbreitete sich sein Ruhm nicht über Lüttich hinaus. Jean Gretry erreichte also nur jene halbe Berühmtheit, die das Unglück feuriger Seelen ist, aber sie reichte doch hin, ihm das Herz einer jungen Lütticherin von hoher Geburt zu erobern. Er heirathete sie, als er noch in der blühendsten Jugend stand, und aus dieser Ehe entsprang André Gretry, dessen Geschichte ich Dir jetzt, mein freundlicher Leser, erzählen will.

Nicht ohne Absicht habe ich mit diesem kleinen niederländischen Bilde begonnen, ich wollte die wirkliche Wiege Gretrys aufsuchen. Es ist interessant, der Abkunft berühmter Dichter und Künstler nachzuspüren, wer weiß, ob es nicht vier Generationen bedurfte, um einen Mozart, oder einen Molière der Welt zu schenken. Wer weiß, ob die Poesie, wie die Musik nicht ein in den Familien langsam gesammelter Schatz ist, ein heiliges Erbtheil, dessen Erben allein Gott ernennet. — Aber es wird Zeit, zu André Gretry zurückzukehren.

Er ward zu Lüttich, den 11. Februar 1741 geboren, vor einem Jahrhundert also. Er trat sehr frühzeitig in das Leben, oder vielmehr in die Musik ein; er zählte kaum vier Jahre, als er schon für den musikalischen Rhythmus empfänglich war. Als

er sich eines Tages allein vor dem Feuer befand, machte das monotone Sieden des Kessels, das Gezirpe der Grillen zwischen den Mauersteinen und das Schnurren des auf dem Heerde liegenden Katers seine Aufmerksamkeit rege. Diese häusliche Symphonie ergötzte anfangs den Kleinen, er blickte zuerst um sich, um sich zu überzeugen, ob er auch allein sey. Er ließ sein lebhaftes Auge über das an den Wänden prangende zinnerne Geräth, über die gelblichen Vorhänge des Alkovens, und über die beiden alten Geigen gleiten, welche als ehrenwerthe Denkmale über dem Camine hingen. Als er sich überzeugte, daß er sich allein vor der monotonen Symphonie befand, fing er an, aus Leibeskräften zu tanzen. Darauf beschloß er, das Geheimniß der Musik genau zu untersuchen, er stürzte den siedenden Kessel um, so daß das kochende Wasser sich in die Steinkohlen ergoß, wodurch der arme kleine Tänzer fast erstickt wäre, und verbrannt zu Boden stürzte. Man brachte ihn halbtodt zu seiner Großmutter von mütterlicher Seite, die auf einem Landhause in der Nachbarschaft von Lüttich lebte. Hier verbrachte er zwei glückliche Jahre. Er befand sich dort, ohne Lehrer und ohne Sorge, strich von Morgens bis Abends auf den Fluren umher, und war wegen seiner Anmuth und seiner niedlichen Gestalt von jedermann geliebt.

Jean Gretry, sein Vater, welcher sich als Kind von sieben Jahren über die Chorknaben so lustig gemacht hatte, und schon damals ein so großer Philosoph war, zeigte später alle Schwächen der Philosophen. Er machte daher aus seinem Sohne, derselbe mochte wollen oder nicht, einen Chorknaben in der Stiftskirche, in welcher er die Violine spielte. Unser Gretry erinnerte sich dessen nur mit Schaudern. Das aber war noch nicht Alles; der arme André ward bald darauf dem barbarischesten Musiklehrer übergeben, der je gelebt hat. In seinen Memoiren erzählt Gretry mit Bitterkeit alle Qualen, die er erdulden mußte, und die zum Theil komischer Art waren. „Bald," so berichtet er, „ließ unser Lehrer uns auf einem runden Holze knieen, so daß wir bei der leisesten Bewegung umfielen. Ich sah wie er einst auf den Kopf eines Kindes von sechs Jahren eine alte enorme Perücke stülpte, es an die Wand festband und mit Ruthenstreichen zwang, seine Noten abzusingen, die es in der einen Hand hielt, während es mit der andern den Tact schlagen mußte."

Der arme junge Gretry verbrachte vier bis fünf Jahre in dieser schrecklichen Inquisition. Unter diesem Lehrer machte er nur wenige Fortschritte in der Musik, zum Glück aber kam ihm ein anderer Meister, der Meister aller großen Künstler, der Zu-

fall, zur Hülfe. Eine Truppe italienischer Sänger kam durch Lüttich und gab dort einige Opern von Pergolesi. Der junge Gretry wohnte allen ihren Darstellungen bei und faßte eine leidenschaftliche Vorliebe für die italienische Musik. Sein Vater war von seinen Fortschritten dergestalt entzückt, daß er ihn durchaus am nächsten Sonntag in der Kirche eine Motette singen lassen wollte. Es war eine italienische Arie auf die Worte der heiligen Jungfrau: „Non semper super prata casta florescit rosa.“ Alles war überrascht und rief voll Erstaunen: „Wo hat er den Gesang gelernt, das ist ja der Oper würdig.“ Selbst sein vormaliger Lehrer konnte nicht umhin, ihm Beifall zuzulächeln. Von jetzt an sang er auf diese Weise jeden Sonntag, mehrere Jahre lang. Aber er besaß ein sehr empfängliches Herz, und verliebte sich rasch in alle blonden Flammländerinnen, die ihn zu hören kamen. Er liebte besonders diejenigen, die er nicht sah; es war bei ihm mehr Träumerei als Leidenschaft. Er vertauschte bald den Kirchengesang gegen die Composition und die Einsamkeit. Ich will nicht alle kleinen Freuden, noch alle kleinen Widerwärtigkeiten unseres Musikers beschreiben; ich will nicht schildern, wie er auf echt dichterische Weise das Sausen des Windes, das Geplätscher des Regens, das Rieseln des

Wasserfalls, den Gesang der Vögel und besonders das Herzpochen eines jungen deutschen Mädchens studirte, welches in seiner Nachbarschaft lebte und aus Liebe für die Mysik, den Musiker zu lieben begann. Man muß nicht zu lange bei den Kindereien der Liebe und des Genies verweilen. Sein erstes ernstes Werk war eine musikalische Messe; sie war sein Triumph zu Lüttich. Wie sein Vater vormals, ward er das Wunder des ganzes Landes Voraussehend, daß er nicht weiter kommen würde, wenn er in Lüttich bliebe, wollte er fort, fort nach Rom, jener glänzenden Kunstsonne, unter der sich die Knospen seines Genies entfalten sollten. An einem Sonntage in der Passionszeit klagten alle Bewohner Lüttichs mit schmerzlicher Empfindung: „Wir haben heut den Abschiedsgesang des jungen Gretry vernommen."

Er wollte abreisen, abreisen auf lange Zeit, er wollte, ein armer Zugvogel, in die Ferne flattern, fern von seinem Vaterlande, fern von den Seinen. Ein Künstler aber, ist er jemals heimathlos? Der Frühling war gekommen, die gute Mutter weinte, als sie das kleine Reisegepäck ihres Sohnes ordnete. Der sorglose, junge Reisende, der in dem schmerzerfüllten flammländischen Häuschen etwas Heiterkeit verbreitete, sollte nun von dannen. Der Vater strich

auf seiner getreuen Geige die traurigsten Melodien; ja selbst der Haushund ward beklommen und unruhig. In der Nachbarschaft herrschte noch mehr Traurigkeit, die junge hübsche Deutsche vergoß an ihrem Fenster Thränen, die heiß dem Herzen entquollen; sie sang nicht mehr, sie lachte nicht mehr, vergebens schmückte der Lenz ihr Gärtchen mit frischen Blüthen, die Blüthe ihres Herzens war verwelckt.

Ende März 1759 machte sich André Gretry auf den Weg, sein Reisebündel auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, mit seinen frischen, reinen achtzehn Jahren, von Hoffnungen das Herz erfüllt, von dem Segen seines Vaters, von den Thränen seiner Mutter begleitet. Er hatte indeß einige Reisegesellschafter: ein Paar Pistolen, welche ihm mit den Worten: „Roderich, besitzest Du auch Muth?" übergeben worden waren, einen alten Schleichhändler und zwei Studenten, von denen der eine ein Abbee war. Der Schleichhändler nannte sich Remacle. Es war ein alter schlauer Fuchs, welcher jährlich zweimal die Reise von Lüttich nach Rom machte, jedesmal in Gesellschaft einiger Studenten. Er brachte in Italien die feinsten Brabanter Spitzen ein, er führte dagegen von Rom Reliquien und alte Pantoffeln des Papstes mit zurück, die von den Klöstern der Niederlande gekauft wurden. Diese

Reise, oder vielmehr diese Wallfahrt Gretrys bildet fast ein Capitel aus dem Gilblas. Die Carawane war so grotesk, wie man es sich nur denken kann: ein träumender Musiker, welcher unabläßig Motetten sang, ein trauriger Abbee, welcher fortwährend rückwärts blickte nach dem Thurme seines Dorfes; ein junger, lustiger Student der Arzeneikunst, der über alles lachte, was ihm unterwegs begegnete; ein Trunkenbold aus der Champagne, der allen Schenkmädchen den Hof machte, zumal, wenn er etwas im Kopf hatte; und endlich ein alter habsüchtiger Schleichhändler, ernst und schweigsam, wie ein Niederländer; aus diesen gemischten Charakteren bestand unsers Gretrys Reisegesellschaft. Am ersten Tage der Reise langte der Nachtrab, das heißt der Abbee viel später, als die Uebrigen in der Herberge an, und nach 25 Stunden Wegs ergriff den armen Mann das Heimweh so sehr, daß er die Uebrigen weiter ziehen ließ und wieder den Weg nach Lüttich einschlug.

Die kleine Carawane war darum nicht weniger heiter; der alte Remacle ward durch zwei kleine Abenteuer bald höchst zufrieden gestellt, mit seinem jungen Wandergefährten. Eines Tages, als sie, um ihr Mittagsmahl einzunehmen, in eine kleine Herberge traten, warf sich die Wirthin, eine kolossale

Deutsche, Gretry um den Hals, spendete ihm die zärtlichsten Liebkosungen, und bediente ihn wie einen Prinzen.

Nie noch hatte Romacle so trefflich zu Mittag gespeis't; zum Nachtisch setzte sie allen ihren Gästen ganz vorzüglichen Liqueur vor, indem sie Gretry, der sie aber nicht verstand, tausend schöne Dinge sagte.

Remacle wollte die Zeche bezahlen, die Wirthin aber weigerte sich etwas anzunehmen und der Schleichhändler ließ es sich gefallen. Endlich begriff Gretry die Ursache dieser Freundlichkeit: die gute Wirthin hatte einen Sohn von gleichem Aeußern und von gleichem Alter, der zu Trier studirte.

Jetzt das zweite kleine Abentheuer. Einige Tage nach dem so eben Erzählten, setzten sich unsre Reisende in einer andern Herberge zu Tische, um das Abendessen zu verzehren. Alles ist in großer Bewegung: die Mägde rühren sich in der Küche, den Hühnern wird der Hals umgedreht, Schinken werden von den Haken genommen, die bestaubtesten Bouteillen mit altem Wein werden hervorgeholt und entpfropft; Gretry und der Schleichhändler wissen nicht, was das zu bedeuten hat. Endlich erscheint der Student, eine Lanzette in der Hand haltend. „Was hast Du gemacht, Tollkopf?" fragten die Uebrigen.

„Ich habe dem Wirthe und der Wirthin die Ader geschlagen, sie sind nachher sanf eingeschlummert. Es schadet ihnen auf keinen Fall“

Aehnliche Abentheuer bezeugten bald dem Schleichhändler, daß seine Reisegefährten seiner würdig waren. Fortwährend besorgt, sonst den Zollbedienten in die Hände zu fallen, ließ Remacle sie, als sie in die Nähe der Alpen gelangten, einen Umweg von einigen Stunden machen, unter dem Vorwande, ein schönes Kloster in Augenschein zu nehmen, wo wöchentlich einmal den Armen der Umgegend Almosen gespendet würden.

Als sie, nachdem sie sich durch das Gedränge Bahn gemacht, in dem großen Saale anlangten, gewahrte Gretry auf einer Erhöhung einen feisten Mönch, der bei der christlichen Mitleidsübung zornig präsidirte. Es schien viel eher als wolle er die Bedürftigen excommuniciren, als ihnen mildthätige Gaben reichen. Er hatte so eben einen armen, französischen Landstreicher abgeführt, als er plötzlich das edle Antlitz Gretrys erschauete. Er näherte sich sofort dem jungen Musiker. „Ist es nur die Neugier, welche Euch hieher führt?“ fragte er verdrießlich.

„So ist es,“ antwortete Gretry sich verbeugend, „die Schönheit Eures Klosters, die Großartigkeit der Landschaft, und der Wunsch, den Zufluchtsort

zu erschauen, wo der hülflose Wandrer mit so vieler Menschenfreundlichkeit aufgenommen wird, diese haben uns von unserm Wege abgezogen. Als ich Euch erblickte, glaubte ich den Engel des Trostes zu erschauen, alle Opfer des Elends müssen Eure große Sanftmuth segnen. Sagt mir, ehrwürdiger Vater, macht Ihr alle Tage so viele glückliche Menschen, als ich hier vor mir gewahre?"

Der Mönch, hocherzürnt über diesen Spott, forderte Gretry auf, dahin zurückzukehren, woher er gekommen.

„Frommer Vater, lehrt Euch das Evangelium auf diese Weise Almosen spenden? Mit der einen Hand Gaben, mit der andern Schläge austheilen?"

Ein leises Gemurmel ward in dem großen Saale vernehmbar. Der Mönch, welcher nicht wußte, was er vorbringen sollte, klagte plötzlich über heftigen Zahnschmerz; der schadenfrohe Student verlor nunmehr keinen Augenblick, er eilte auf ihn zu unter dem Anscheine großer Theilnahme; „ich bin Wundarzt," rief er, indem er den Mönch gewaltsam auf einen Sitz niederstieß; der Mönch wollte sich ihm entwinden, aber der kräftige junge Mann hielt ihn festgepackt: „Gott hat mich zur rechten Zeit hiehergesandt," rief er; der Mönch mußte, er mochte wollen oder nicht, den Mund

öffnen. „Muth gefaßt, ehrwürdiger Vater," fuhr der Student fort, „die Heiligen haben immer viel leiden müssen. Ward doch Jesus gekreuzigt, Ihr dürft Euch also nicht wundern, wenn ich Euch nur einen Zahn ausreiße."

Der Mönch wehrte sich mit allen seinen Kräften. „Ich will nicht, ich will aber nicht," brüllte er.

Der Student wandte sich mit dem größten Ernste zu den Umstehenden, welche sämmtlich in den Bart kicherten. „Lieben Freunde," sprach er zu den Fußwandrern, zu den Räubern des Gebirges und den Armen aller Art aus denen die Versammlung bestand, „um Gottes Barmherzigkeit willen haltet mir hier diesen frommen Vater fest, ich will durchaus nicht zugeben, daß er noch ferner leiden soll."

Die Bettler gingen den Scherz ein, vier von ihnen kamen dem jungen Wundarzte zu Hülfe. Der Mönch rang mit ihnen wie ein Rasender, aber er mochte um sich schlagen und schreien, so viel er wollte, er mußte dennoch sein Geschick über sich ergehen lassen Gretry war nicht der Letzte, der seinem Freunde zu Hülfe eilte; der boshafte Student drückte den Kopf des Mönchs weit hintenüber, bohrte sein Instrument in das Zahnfleisch und riß ihm zur Freude der Anwesenden, die sich dadurch gerächt sahen, den ersten besten Zahn aus, den er

erfassen konnte. „Nun frommer Vater, was sagt Ihr jetzt?" fragte unser Gretry den Pater, als die Operation beendigt war, „nicht wahr, jetzt fühlt Ihr auch nicht den kleinsten Schmerz mehr?"

Der Mönch zitterte vor Wuth. Auch die Uebrigen Klosterbrüder erschienen, von seinem Geschrei herbeigezogen aber — es war zu spät. —

Ich übergehe schweigend die Liebesabentheuer Gretrys mit mancher schönen Tyrolerin. Endlich langte er in Italien an; da gab es keinen Schnee, keine Berge mehr, wohl aber blühende Wiesen und Fluren, auf denen liebliche Mädchen sangen. „Dies war," versicherte Gretry, „die erste Musikstunde, welche ich in Italien erhielt; der Gesang dieser reizenden Mailänderinnen hat in meiner Seele ein ewiges Echo hinterlassen.

An einem schönen Sonntage im Monat Juni zog er in Rom ein, mitten unter glänzenden Equipagen, in welchen stolze Römerinnen Liebe lächelten und Liebe sangen. Ein unwiderstehlicher Zauber umfing ihn, er durchstrich bis znm Abend hinein die Kirchen und die Palläste, deren glänzender Ruf schon früher seine Phantasie mächtig angezogen hatte; als aber endlich die Nacht hereinzubrechen begann und er jene Wundergebäude, die den Triumpf der Kunst ausmachen, jene Wunderfrauen, die den Triumpf

der Natur bilden, und den klaren blauen Himmel betrachtet hatte, der die Pforte des Paradieses zu seyn scheint, erst dann dachte Gretry mit einem schwermüthigen Gefühl des grauen nebligen Himmel seiner Heimath, der blonden Flammländerinnen Lüttichs, der ruhigen stillen Häuslichkeit im Vaterhause und der jungen reizenden deutschen Nachbarin, die, mit Thränen im Auge, ihm ein so zärtliches Lebewohl gesagt hatte. Das schönste Land für den Reisenden ist stets das, wo die heiligsten Gefühle des Herzens emporblühten. Aber nur Geduld, das Herz Gretrys ist noch kaum in seinen Lenz getreten.

In Rom debütirte Gretry mit religiöser Musik. Er begeisterte sich durch die großen Meister, durch den liebenswürdigen und anmuthigen Cosaly, den ernsten Oristicchio, den edlen strengen Lustrini. Es war das zweite Jahr der Regierung Clemenz XIII. Die religiöse Musik hatte unter der Regierung Benedict XIV. eine profane Richtung genommen; der neue Papst aber, von Eifer für seine Kirche erfüllt, hatte die Kirchenmusik wieder zu ihrer alten Ordnung zurückgerufen, sie nahm den Ernst und ihre fromme Feierlichkeit wieder an. Jetzt war es allerdings die Musik, die auf den Schwingen der Erzengel zum Himmel emporsteigt, nachdem sie die Herzen der Sünder geheiligt hat. Gretry ward, wie

der herrliche Pergolesi in das Gefühl, die Harmonie und die Melodie dieser Musik eingeweiht. Er begann ein De profundis, welches an Großartigkeit und Feierlichkeit mit dem Stabat wetteifern sollte. Aber da dies De profundis erst bei seinem Leichenbegängniß gesungen werden sollte, so beeilte er sich nicht mit der Arbeit, und hat es auch wirklich nie vollendet.

Es gab damals zu Rom ein Collegium für die Studenten, Maler und Musiker aus Lüttich. Gretry hatte in dieser Anstalt zum Stubengefährten den Schalk von Studenten, der mit ihm nach Rom gekommen war. Er war übrigens ein angenehmer Nachbar. Gretry hatte Rom und seine Umgebung durchstrichen, um die antiken Denkmäler aufzusuchen, als er heftig erkrankte. Der Wundarzt, der aus dem Zimmer einen wahren Kirchhof geschaffen hatte, fühlte seinem Freunde den Puls und sagte: „Mein lieber Freund, wenn Du stirbst, vermache mir Deinen Schädel.“ — Gretry aber erzeigte ihm diesen Gefallen nicht.

Er machte die Bekanntschaft ein s Organisten, der ihn das Clavierspielen lehrte; es war ein schlechter Lehrer, aber er hatte eine sehr hübsche Frau, und alle Lehrstunden waren nicht verloren. Gretry machte so bedeutende Fortschritte, daß sein Meister

eines Tages mit Thränen in den Augen ausrief: O Dio santissimo, questo eun prodiggio da vuro." —

Einige Zeit darauf ward Gretry durch einen seiner Freunde, einen Abbee, zu Piccini geführt, welcher gegen unsern Flammländer den großen Herrn spielte. Er sprach kein Wort zu ihm, sondern fuhr fort, ein Oratorium zu componiren, so als ob er sich ganz allein befunden hätte. Nach einer Stunde Harrens entfernte sich Gretry, nicht aber, wie er gekommen war; denn er war, die Brust mit Hoffnungen erfüllt, hingegangen. Er verlor indeß den Muth nicht, er studirte noch eifriger, aber er erkrankte auf's Neue. Da er sich auf jeden Fall von seinem Stubengefährten zu entfernen wünschte, so begab er sich auf's Gerathewohl in die Campagna Roms, seine Heilung Gott und der Natur anheimstellend. Am folgenden Tage, als er sich auf dem Berge Milino befand trat er zu einem Eremiten ein, der wie Gretry selbst bemerkt, obgleich ein Italiener, dennoch ein guter Mann war. Der Einsiedler nahm ihn wie einen Pilger auf, und schlug ihm vor, bei ihm in seiner Eremitage zu bleiben, um die frische Bergluft zu genießen und neue Kräfte zu sammeln. Drei Monate lang blieb Gretry der Einsamkeitsgefährte dieses Mannes; diese kleine Pil-

gerschaft vollendete, was das Studium nicht zu vollenden vermocht hatte. Als Gretry seine stille Zufluchtsstätte verließ, fühlte er, daß er ein großer Musiker sey. Als er am Tage seiner Abreise eine Melodie auf Verse Metastasios componiren wollte, war sein Erstaunen groß, als er jetzt bemerkte, daß er endlich Herr der Musik sei, daß er sie beherrsche, daß er alle Schlüssel zu ihrem Heiligthume besitze. „Frommer Bruder," sprach er zu dem Eremiten, „ich werde Euer bis zu meinem Tode gedenken."

Nach seiner Rückkehr nach Rom componirte er für den Carneval und für das Theater Aliberti die Oper; „Die Winzerinnen." Die Musiker schrieen Ach und Weh. „Wie, der feine Abbee aus Lüttich (Gretry trug die Kleidung eines Abbees) hieß es, „ist hieher gekommen, um uns das Brod wegzunehmen?" Gretrys Triumph aber ward dadurch noch mehr gesteigert. Er vergaß über denselben nicht Lüttich, noch seine liebe Heimath und Familie. Er hatte, um bei der Stelle eines Capellmeisters zu concurriren, die Composition eines Psalmes eingesandt. Er erhielt die Anstellung, aber er reiste nicht dorthin ab. Dennoch aber verließ er bald darauf Italien; er begab sich von Rom nach Genf, aber nicht zu Fuß, wie er gekommen war; er reiste

mit einem sehr schweigsamen deutschen Baron. Sie passirten zusammen den Mont Cenis und rutschten auf den Rücken zweier Savoyarden den Berg hinab. Zu Genf angelangt, eilte Gretry ins Theater, um die französische Musik zu hören, die er aber nicht liebte; dann eilte er nach Ferney. Voltaire nahm ihn mit großer Freundlichkeit auf. „Gehen Sie nach Paris," sprach er, „dort ist es, wo der Genius der Unsterblichkeit entgegen fliegt."

„Sie sprechen aus eigner Erfahrung," versetzte Gretry.

„Ich, ich!" lachte Voltaire, „ich würde hundert Jahre der Unsterblichkeit für eine einzige gute Verdauung hingeben.

Gretry ging nach Paris, nachdem er den Genfern ein Andenken zurückgelassen hatte, nämlich die Oper Gertrude. In Paris fand er sich ein wenig unheimlich. Da er aber jung, hübsch und geistreich war, so erwarb er sich bald viele Freunde, unter andern Greuze Vernet, Suard und Arnault. Trotz dieser Freunde aber verzweifelte er an einem Volke, das von der Musik eines Rameau in Ohnmacht fiel. Der Prinz von Conti gestattete ihm auf Vernets Verwendung etwas von seiner Musik vorzutragen, schien aber durch dieselbe ungemein gelangweilt. Gretry kehrte in sein Hotel zurück, den Tod im

Herzen. Grade zur rechten Zeit wurden ihm in diesem Augenblicke zwei anonyme Briefe überbracht, einer aus Lüttich; der Inhalt war: „Verwegener, willst Du gegen Philidor und Montsigny kämpfen?“ Der andere aus Paris lautete folgendermaßen: „Sie sind also der Meinung, ehrlicher Lütticher, die Pariser bezaubern zu können? Enttäuschen Sie sich, guter Freund, packen Sie ja wieder ein, kehren Sie nach Lüttich zurück und singen Sie dort Ihre Musik, die weder Sinn, noch Menschenverstand hat.

„Da sich auch anonyme Briefe darin mischen, sprach Gretry zu sich selbst, „so will ich um so weniger den Muth verlieren.

Nach einem traurigen, in Armuth verlebten Jahre, kam Marmontel mit der Oper: „Der Hurone“ zu ihm; Gretry, welcher fast schon verzweifelte, componirte ein kleines musikalisches Meisterwerk zu den schlechten Versen des Poeten. Die Oper ward bald mit dem größten Erfolge gegeben. In Paris heißt es, entweder alles gewinnen, oder alles verlieren. Noch am Abend zuvor war Gretry ein armer Teufel ohne alle Hülfsquellen, ein Abenteurer ohne Zukunft; am Tage darauf war er ein großer Musiker, von jedermann gesucht, von jedermann geehrt. Sein Triumph war ein unbeschreiblich schneller. Er schlief die Nacht nicht, er dachte

an seinen Vater; aber gerade in derselben Nacht entschlief der arme flammländische Geigenspieler auf immer.

Am folgenden Morgen kam Greuze zu ihm, „komm mit mir," sprach er, „ich will Dir ein Gemälde zeigen, das Dir große Freude machen wird. Greuze führte Gretry in die Nähe des italienischen Theaters, und deutete auf ein frischgemaltes Aushängeschild; auf demselben stand: „Zum Huronen, Nicol Tabackshandlung." Gretry, welcher nicht rauchte, trat schnell in den Laden und verlangte ein Pfund Taback. „Welch ein trefflicher Taback!" rief er später.

„Ich will Dir, mein geneigter Leser, nicht alle Opern Gretrys aufzählen, deren Zahl sich auf 44 beläuft. Du weißt so gut wie ich, daß das redende Gemälde, Zemire und Azor, die Carawane, Richard Löwenherz, Colinette am Hofe ein halbes Jahrhundert lang, von allen Lippen, auf allen Clavieren, auf allen Theatern, in aller Herzen wiederhallten.

Gretry war ein eben so großer Musiker; als von Ostade und Greuze große Maler waren. Aus seinen Compositionen spricht eine weiche Erinnerung an Flandern; und zugleicherzeit besitzen sie die Pariser Grazie und Heiterkeit. Er schloß sich keiner Schule an, sondern er bildete selbst eine Schule;

ihm verdanken d'Alayrac und della Maria ihren Gesang. Er suchte mehr die Wahrheit als den Glanz, das Gefühl mehr, als den Lärm; die Grazie mehr als die Kraft; er stellte die Statue auf das Theater, das Piedestal ins Orchester; so gelehrt er auch war, liebte er doch mehr die Inspiration als die Wissenschaft.

„Ich will immerhin Fehler begehen," sprach er, „die Harmonie wird nichts dabei verlieren."

Heut zu Tage haben glänzendere Meister den lieblichen Schatten Gretrys vertrieben, sie lächeln bei der Erinnerung an ihn, aber wer weiß, ob nicht noch eines Tages man trotz alles ihres Gelärmes, wieder lächelnd zum Gretry zurückkehren wird.

Gretry war nicht allein einer der anmuthigsten Musiker, er war auch einer der liebenswürdigsten Philosophen, alle Welt hat es ausgesprochen, seine Memoiren haben es bewiesen.

Er schrieb einfach in dem Ton eines ehrlichen Lütticher Bürgers, zugleich aber auch mit dem naiven Geiste einer reichen Natur. Im Institut war David fast beständig sein Nachbar; der Maler, müde der vielen Reden, vertrieb sich die Zeit, indem er die Skizze einer Afrikanerin hinwarf. „Diese Zeichnung kann werthvoll werden," bemerkte Gretry. „Willst Du, daß sie es werde," sprach David, „so

schreibe einige Zeilen darunter.“ Gretry nahm den Crayon und schrieb, „eine Weiße wiegt zwei Schwarze auf.“

Voltaire vergaß den jungen flammländischen Pilger nicht, er schrieb für ihn eine schlechte Oper, die den jungen Musiker keineswegs begeisterte. Voltaire benahm sich bei dieser Gelegenheit, wie ein Mann von Geist; da er vernommen hatte, daß eine Oper Gretrys: „das Urtheil des Midas,“ auf dem italienischen Theater Beifall gefunden hatte, nachdem sie von den großen Herren auf dem Theater der Frau von Montesson ausgepfiffen worden war, sandte er dem Tondichter die folgenden niedlichen vier Verse:

> Nos seigneurs ont sifflé les Chants
> Dont Paris a dit des merveilles;
> Gretry, les oreilles des Grands
> Sont souvent des grandes oreilles.

Aber ich komme jetzt zu Gretrys Liebe. Greuze hatte ihn einst in das Attellier Grandons, seines alten Lehrers geführt. In diesem Attellier gab es, wie in jedem, Skizzen die Menge; aber es gab dort auch eine vollendete Figur, vollendeter, als sie unter Murillos oder van Dyks Pinsel hervorging. Es war dies die Tochter des Meisters, unstreitig sein Meisterwerk. Unser junger Musiker hatte in dem

ganzen Attellier für kein anderes Bild Augen, er eilte fort, indem er ausrief: „O welch ein großer Maler!“

Er kehrte in das Attellier zurück. Greuze that dasselbe, aber eine strafbare Leidenschaft zog ihn dorthin, er liebte die Gattin seines Lehrers. Jedoch wir schreiben nicht Greuzes Geschichte. Nach manchen glücklich besiegten Hindernissen heirathete Gretry seine reizende Jeannette. Er schuf sich nach seinem Geschmacke eine fast flammländische Häuslichkeit; er verwirklichte die Träume seiner schönsten Jugend, er erfaßte das Glück mit beiden Händen und seltsam genug, das Glück ließ sich an seinem Heerde nieder, obgleich der Ruhm schon dort Platz genommen hatte. Ach, das war eine schöne Zeit! Jeannette sang, wie die Vögel im Lenz, von Morgen bis zum Abend die entzückenden Lieder ihres Gatten.

Jeannette schenkte ihrem Gatten drei Töchter, liebliche Blüthen in dem Familiengarten.

Aber war Gretry in seiner Häuslichkeit glücklich, so ward auch seinem künstlerischen Stolze überall gehuldigt; man sang seine Compositionen in ganz Europa. Er war in Paris, ja selbst am Hofe, der Mann der Mode, er fand bei Letzterem zwei Pathen für seine dritte Tochter. Die Königin liebte

ungemein das Antlitz Gretrys, der, wie Vernet versichert, ein vollkommenes Ebenbild Pergolesis war.

Es war um diese Zeit, daß er Jean Jacques kennen lernte, der für ihn der größte Mann Frankreichs und Navarras war. Bei einer Vorstellung „der falschen Magie" vernahm er plötzlich neben sich die Worte: „Herr Rousseau das ist Gretry, nach dem Sie so eben fragten." Gretry trat schnell auf Rousseau zu, „Wie bin ich froh, Sie zu sehen," sprach zu ihm gewandt der Philosoph, „ich glaubte mein Herz gestorben, Ihre Musik hat es wieder zum Leben erweckt. Ich will Sie kennen lernen, oder vielmehr ich kenne Sie schon, ich will Ihr Freund werden. Sind Sie verheirathet?"

„Ja, mein Herr."

„Mit einer geistreichen Frau?"

„Nein!"

„Das habe ich vermuthet."

„Sie ist die Tochter eines Malers und einfach, wie die Maler selbst.

„Ich vermuthete das. Ich liebe die Künstler, sie sind Kinder der Natur. Ich will ihre Frau kennen lernen. Jean Jacques drückte Gretry mehrmals die Hand, und beide verließen zusammen das Theater. Sie schlugen den Weg durch die Rue Francaise ein, wo Gretry, um ihm über einen Hau-

fen Stroh zu helfen, Rousseaus Arm erfaßte, indem er ausrief: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Rousseau.“

Der reizbare Philosoph entzog sich indeß rasch seinem Arm und entgegnete: „Ueberlassen Sie mich nur meinen eigenen Kräften, Herr Gretry!“ Und ohne sich im mindesten an seinen Begleiter zu kehren, setzte er seinen Weg fort; Gretry sah ihn niemals wieder. Für einen Philosophen hieß das sehr leidenschaftlich gehandelt.

Gretry aber war glücklich, glücklich durch seine Gattin, seine Kinder, seine alte Mutter, welche gekommen war, um mit ihrer sanften, ehrwürdigen Gestalt sein Haus zu heiligen, glücklich durch seine Wohlhabenheit, glücklich durch seinen Ruhm. Die Jahre gingen ihm rasch dahin und er war eines Tages nicht wenig überrascht, zu hören, daß seine älteste Tochter Jenny bereits funfzehn Jahre zählte. — Ach, ein Jahr später befand sich die arme Jenny nicht mehr in der Familie, war auch das Glück ebenfalls entflohen.

Um aber diese traurige Geschichte zu erzählen, müssen wir in die Vergangenheit zurückkehren. Gretry pflegte während seines Aufenthaltes in Rom für seine Werke religiöse Begeisterung in dem Garten eines fast verlassenen Klosters zu suchen. Er

gewahrte dort einst in einem Pavillon einen Geistlichen von ehrwürdigem Ansehn, welcher Saamenkörner auseinander suchte, indem er sie durch ein Mikroskop betrachtete. Der junge Componist näherte sich ihm schweigend. „Liebt Ihr die Blumen?“ fragte der fromme Vater.

„Ungemein,“ war die Antwort.

„In Eurem Alter aber pflückt man nur noch die Blumen des Lebens; die Pflege der Blumen der Erde ist nur angenehm für den, der sein Tagewerk vollbracht hat, das heißt alsdann die eigenen Erinnerungen pflegen; die Blumen erinnern uns an die ersten Jahre unsrer Kindheit, an das Vaterhaus, an den Familiengarten, an den heimathlichen Heerd, und an was sonst Alles! Doch, das wißt Ihr besser, als ich, ich, der alle weltlichen Freuden der Vergessenheit übergeben hat.

„Ich begreife nicht, frommer Vater, warum Ihr diese Körner sondert, die sich doch einander gleich scheinen.“

„Blickt durch dieses Mikroskop,“ versetzte der greise Mönch, „seht den schwarzen Flecken auf diesen Körnern, welche ich bei Seite lege. Aber ich will meinen Blumenunterricht noch weiter fortsetzen.“ — Er nahm einen Blumentopf, drückte sechs Löcher in die Erde desselben und pflanzte in die-

selben drei gesunde und drei fleckige Körner. „Beobachtet dieses Töpfchen, wenn Ihr hieher zurückkommt.

Gretry fand ein schwermüthiges Vergnügen daran, den Garten des Klosters zu besuchen. Jedes Mal, wenn er dort hin kam, warf er einen Blick auf den alten Blumentopf. Anfangs schossen die sechs Körner mit gleicher Schnelligkeit auf, ja bald schienen die Sprößlinge der gefleckten noch besser zu gedeihen, als die übrigen drei. Wie sehr aber war er überrascht, bald zu bemerken, daß gerade die kaum entstandenen, schon wieder dahin welkten, während die Stengel der drei gesunden Körner sich von Tage zu Tage schöner entfalteten. Er träumte täglich von diesen Pflanzen mit unbeschreiblicher Schwermuth; bald waren die ersten drei gänzlich entblättert, während die andern drei in herrlichster Blüthe standen.

Dieses Spiel der Natur ward für Gretry ein furchtbares Horoscop. — Dreißig Jahre später sah der arme Gretry in einem andern Lande, in einem andern Clima, unter dem bittern Hauche des Todes drei andre Blumen dahinwelken, die von dem Schicksale gleichfalls einem frühen Ende gewidmet waren. Die Namen der Blumen des römischen Klosters waren ihm entfallen; aber noch sterbend lallte er

die Namen der anderen: es waren die Namen seiner drei Töchter, Jenny, Lucilie, Antoinette.

Die Töchter Gretrys starben sämmtlich in ihrem sechszehnten Jahre. In ihrem Leben, wie in ihrem Tode, ist etwas Seltsames, das sich nicht beschreiben läßt, das aber dem Schwärmer und dem Dichter zu träumen giebt. Jenny besaß das unendlich sanfte und reine Antlitz der heiligen Jungfrau. Greuze bemerkte rücksichtlich ihrer eines Tages: „wenn ich die Unschuld malen sollte, würde ich Jenny zum Modell nehmen."

„Dann mußt Du Dich beeilen, Greuze," bemerkte Gretry, von einem schaudervollen Vorgefühl erfaßt.

„Sie wird sich also verheirathen?" fragte Greuze.

Gretry gab hierauf keine Antwort, bemerkte aber, gleichsam um sich zu beruhigen: „sie soll die Stütze meines Alters werden; wie Antigone wird sie ihren alten Vater in die wärmende Sonne führen."

Am folgenden Tage fand Gretry seine Jenny noch bleicher und schwächer als gewöhnlich. Sie spielte auf dem Clavier, aber langsam und leise. Sie spielte die sanfte Arie aus dem „Rosenmädchen von Salancy;" der arme Vater wähnte die Musik der Engel zu hören. Eine ihrer Freundinnen be-

suchte sie. „Nun, Jenny, Du kommst doch diesen Abend auf den Ball?“ fragte sie.

„Ja, ja, ich gehe zum Ball,“ antwortete die arme Jenny, indem sie zum Himmel aufblickte. Plötzlich aber, wie sich besinnend, fügte sie hinzu: „Nein, doch nein, ich werde nicht kommen, mein Tanz ist aus!“

Die Freundin entfernte sich. Gretry schloß seine Tochter in seine Arme. „Jenny, Du leidest,“ sprach er.

„Es ist mit mir — vorbei!“ erwiderte die arme Jenny. Sie senkte das schöne Haupt und hauchte im selben Augenblicke, ohne irgend eine andere Körperbewegung ihre Seele aus: der arme Gretry fragte sie, ob sie schlafe? Ach, sie schlummerte bereits bei den Engeln! —

Lucile bildete gegen Jenny einen auffallenden Contrast; sie war ein schönes, feuriges, lebhaftes Mädchen, sie war das Ebenbild ihres Vaters, dasselbe Herz, fast derselbe Geist. „Wer weiß, tröstete sich der arme Vater, ob ihre Heiterkeit sie nicht retten wird!“ — Leider war sie eines jener frühzeitigen Genies, die ihre Jugend aufzehren; schon in ihrem 13. Jahre hatte Lucile eine Oper gefertigt, die überall gegeben wurde: sie hieß „die Hochzeit Antonios.“ Ein Journalist, ein Freund Gretrys,

welcher sich eines Tages im Zimmer befand, ohne daß Lucile es wußte, so ganz und gar war sie mit ihrer Harfe beschäftigt, erzählte: „Sie weinte, sie sang, sie griff mit einer unglaublichen Energie in die Saiten ihrer Harfe, sie sah mich nicht, sie achtete nicht auf mich, ich selbst weinte vor Freude, vor Erstaunen, als ich das jugendliche Mädchen von einem so unwiderstehlichen Eifer, von einem so großen Enthusiasmus für die Musik hingerissen sah."

Lucile lernte eher Noten als Buchstaben lesen. Sie war von den Melodieen Gretrys so sehr gewiegt worden, daß sie in dem Alter, in welchem andre Kinder noch mit der Puppe spielen, in ihrer Seele schon Harmonie zu einer ganz allerliebsten Oper fand. Sie war ein wahrhaftes Wunderkind. Ohne den Tod, der sie, wie ihre Schwester, in ihrem 16. Jahre dieser Welt entriß, wäre der größte Musiker des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht ein Weib gewesen. Aber kaum grünten die Bäume aufs neue, als der Gesang des lieblichen Vogels verstummen mußte!

Gretry verheirathete Lucile auf den Rath seiner Freunde. „Vielleicht," so sprachen sie, „vielleicht rettet sie die Liebe von dem Tode. Lucile gab ihre Einwilligung mit dem Vorgefühl, daß ihre Ehe nur von kurzer Dauer sein werde. Sie heirathete einen

Künstler, von jener mittelmäßigen Art, die weder die Religion der Kunst, noch das Feuer des Genies besitzen. Die arme Lucile erkannte sofort die Wüste, in welche ihre Familie sie verbannte; sie tröstete sich mit ihrer Harfe und ihrem Clavier. Ihr Gatte aber, welcher als Sklave erzogen worden war, suchte sich dafür als Feigling zu rächen und ließ sie alle Ketten des Ehestandes schmerzlich fühlen. Sie würde, wie Jenny, an der Brust ihres Vaters gestorben sein, in ihrer lieben Familie, nachdem sie der Welt ihr letztes Lebewohl gesungen. Aber, zur Schmach ihres Barbaren, starb sie nur in seiner Anwesenheit, das heißt, allein. „Gieb mir doch meine Harfe her," sprach sie zu ihm, als der Tod sich ihr nahete.

„Nein der Arzt hat es verboten," entgegnete der rohe Mensch.

Sie richtete einen bittenden Blick auf ihn; — „ich sterbe ja doch," stammelte sie.

„So stirbst Du auch ohne die Harfe," lautete die schaudervolle Antwort.

Sie sank zurück auf ihr Kissen. „Armer Vater," seufzte sie, „ich wollte Dir auf meine Weise Lebwohl sagen. — Hier aber habe ich nur noch eine Freiheit, die zu sterben!" —

Plötzlich — die herzugekommene Krankenwär-

terin hat es selbst erzählt — streckte die bleiche Lucile die Arme in die Leere vor sich hin, rief „Jenny! Jenny! mit schon gebrochener Stimme und schlummerte hinüber, wie diese.

Antoinette, Gretrys dritte Tochter, zählte 16 Jahre; sie war lieblich und heiter, wie die Morgenröthe; sie sollte sterben, wie ihre Schwestern. Gretry betete und weinte, als er sie täglich bleicher, täglich schwächer werden sah, aber Gebete und Thränen halten den Tod nicht auf. Gretry hoffte indeß noch immer. „Gott," sprach er zu sich selbst, „wird barmherzig sein, er sieht ja meine Schmerzensthränen." — Er ließ die Musik, oder wenigstens die Wissenschaft der Musik fast ganz und gar liegen, um alle seine Stunden seiner theuren Kranken zu widmen. Er befriedigte alle ihre Phantasieen, Kleider und Putz, Bücher und Spaziergänge, kurz, alle Vergnügungen dieser Welt wurden ihr dargeboten. Sie lächelte bei jeder neuen Gabe; es war ein Lächeln, welches für den Himmel geschaffen schien. Gretry ward dadurch getäuscht. Eines Tages aber erschloß sie ihm sein ganzes Unglück mit folgenden wenigen ihr entschlüpften Worten: „Ach, meine königliche Pathe ist auf dem Schaffot gestorben, das ist eine böse Vorbedeutung! Jenny starb in ihrem

16. Jahre, Lucile ebenfalls; jetzt bin ich auch 16. Jahre alt!“ —

Die königliche Pathe war die unglückliche Maria Antoinette.

An einem andern Tage stand sie an einem Fenster, eine Blume in der Hand haltend, die sie entblätterte und wobei sie etwas vor sich hinmurmelte. Gretry glaubte, das arme Mädchen träumte von Liebe, Antoinette aber träumte vom Tode. Er verstand endlich, was Antoinette flüsterte: „ich sterbe — diesen Frühling — diesen Herbst — diesen Winter.“ Diese letzten Worte sprach sie bei dem letzten Blättchen der Blume. „Schade, schade,“ seufzte sie, „ich hätte den Herbst lieber gehabt.“

„Was sprichst Du da, mein süßes Kind,“ unterbrach sie Gretry, indem er die letzte Tochter heftig an seine Brust drückte. —

„Nichts, mein lieber Vater, ich spiele ja nur mit dem Tode. Warum läßt Du Dein Kind nicht spielen?“

Gretry hoffte, daß eine Reise nach dem Süden der Leidenden heilsam sein würde, er führte deshalb seine Tochter nach Lyon, wo er viele Freunde besaß. Eine Zeitlang ward Antoinette wieder heiter und sorglos; Gretry ging wieder an seine Arbeit, er vollendete seinen Wilhelm Tell. Er begab sich

alle Morgen in das Zimmer seiner Tochter, um dort die Begeisterung abzuwarten. Eines Tages bemerkte sie ihm: „Deine Musik, Vater, hat sonst stets den Duft der Rose, heute aber riecht sie wie die Cypresse!“

Gegen den Herbst schwand Antoinettens Heiterkeit wieder dahin: Gretry nahm seine Gattin bei Seite und sprach „blicke auf Deine Tochter!“ Und zu gleicher Zeit brachen Vater und Mutter in Thränen aus; sofort schickten sie sich an, nach Paris zurückzukehren. „Ach, wir gehen wieder nach Paris, wie schön! da komme ich zu denen, die ich liebe!“ Antoinette sprach von ihren Schwestern.

In Paris wieder angelangt, suchte die Arme, dem Tode Geweihte, die Zeichen ihrer nahen Auflösung so viel wie möglich vor ihren Eltern verborgen zu halten; ihr Herz war traurig, doch ihr Mund lächelte. Sie wollte bis zuletzt den theuren Vater täuschen. Eines Tages, als Gretry verstohlen weinte, sprach sie mit erzwungener Heiterkeit: „Weißt Du wohl, ich gehe morgen auf einen Ball, da möchte ich gar zu gern recht geputzt sein, ich wünsche mir ein Perlenhalsband, und hoffe, Du wirst mich morgen damit überraschen.“

Und sie ging wirklich auf den Ball. Als sie mit ihrer Mutter dorthin fuhr, bemerkte ein im

Salon anwesender Musiker, der damals noch berühmter war, als Gretry, nämlich: Rouget Delisle:

„Wie glücklich sind Sie, Gretry! Welche reizende Tochter besitzen Sie. Wie viel Anmuth! wie viel Grazie!"

„Ja, ja," flüsterte Gretry ihm in einem dumpfen Tone zu „sie ist schön, aber noch liebenswürdiger, als schön; sie fährt heut auf einen Ball, in wenigen Wochen muß ich, unglücklicher Vater, sie zu Grabe tragen!"

„Welch ein entsetzlicher Gedanke! Ihr Verstand verwirrt sich." —

„Mein Herz bricht!" entgegnete Gretry schmerzlich bewegt, „ich hatte drei Töchter, — sie allein war mir noch übrig — auch ihren Verlust werde ich bald beweinen müssen!"

Schon wenige Tage nach diesem Balle schloß ein süßer Wahnsinn Antoinette in seine Arme. Sie hatte hienieden ihre Schwestern wieder gefunden, sie lustwandelte mit ihnen, sie tanzte mit ihnen, sie ging mit ihnen in das Schauspiel, sie tändelte mit ihnen: welch ein furchtbares Bild für den armen Gretry!

Vor ihrem Tode hatte sie noch einige lichte Augenblicke. Sie erfaßte die Hand Gretrys und die seiner Gattin und hauchte ihnen mit dahinster-

bender Stimme zu; „ich sehe schon ich muß mich in mein Schicksal ergeben; auch fürchte ich den Tod nicht, aber Ihr lieben Beide, was soll aus Euch werden?" Nach diesen Worten sank sie zurück auf ihr Kissen, schloß die schönen Augen und im nächsten Augenblicke war sie mit ihren Schwestern vereint.

Um seinen traurigen Erinnerungen ganz nachzuhängen, spielte der arme Musiker von jetzt an täglich auf seinem Clavier die alten religiösen Lieder, welche er vormals in Rom vernahm, als er in dem Klostergarten umherschlenderte. Seine Gattin griff wieder zu dem von ihr vernachlässigten Pinsel; sie verbrachte ihre Tage in dem trüben Geschäft, die schönen Züge ihrer drei Töchter mit Farben hinzustellen. Die Revolution hatte Gretrys Vermögen über den Haufen geworfen, Madame Gretry sah sich deshalb genöthigt, für den ersten besten Besteller Bilder zu fertigen.

Nach Frankreichs Schreckenzeit ward Gretrys Musik auf's Neue, und noch schöner als zuvor gesungen. Er ließ das Glück walten, das ihm nach und nach alles wiedergab, was er verloren hatte. Aber was hilft Vermögen, was Glück, wenn das Herz gebrochen ist! Bis jetzt aber hatte er noch nicht den Wermuthsbecher bis zu dessen letzten Tropfen geleert, die Stunde erschien, und er sah sein theures

Weib und seine alte Mutter sterben. — Jetzt erst war er ganz allein — in seinem grenzenlosen Schmerze gedachte er des alten Eremiten auf dem Berge Millini. „Um einen Schmerz, wie den meinigen zu tragen," sprach er zu sich selbst, „muß man Einsiedler werden. Aber wohin soll ich wandern?" — Nicht weit von Paris gab es eine Zufluchtsstätte, die ein großes Genie durch seinen Ruhm und sein Unglück unsterblich gemacht hat. Diese Zufluchtsstätte heißt „Rousseaus Eremitage."

In dieser Einsiedelei fand Gretry eine kräftige, herrliche, reiche Natur, die ihn nach und nach wieder zum Leben zurückführte. Er vertauschte die Musik gegen die Philosophie. Er starb im Jahre 1813, im Herbste, mit den Blumen seines Gartens, nachdem er Europa ein halbes Jahrhundert lang entzückt hatte; sein Herz ward, dem Vernehmen nach, nach Lüttich gebracht.

Geniestreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

Gleichwie Chiaja die Straße der Aristokratie und der Fremden, Toledo die Straße der Müssiggänger und der Läden ist, ist Forcella die Straße der Advokaten und ihrer Clienten.

An dem Tage, als wir diese Straße in Augenschein nahmen, war sie mit Menschen angefüllt; wir waren gezwungen aus unserm Corricolo zu steigen und unsern Weg zu Fuße fortzusetzen. Wir schickten uns so eben an, mittelst unsrer Ellbogen, durch das Menschenmeer durchzurudern, als wir es gerathen hielten, zuvor zu fragen, weshalb hier alles heute zusammenströme? Man antwortete uns, daß ein Proceß geführt werde zwischen der Brüderschaft der Pilger und Don Philippe Villani. Wir forschten nach der Ursache dieses Processes und man erwiderte uns, daß der Beklagte sich vor einigen Tagen auf Kosten der Brüderschaft der Pilger habe

beerdigen lassen, und daß er jetzt vorgefordert worden, um gesetzlich zu beweisen, daß er wirklich todt sei. Man begreift, der Proceß war originell genug, um eine zahlreiche Menschenmenge herbeizuziehen. Wir fragten unsern Führer, wer Don Philippe Villani sei? Er deutete auf ein Individuum, das an uns vorüberrannte; „da geht er," sagte er.

„Wie der, der vor acht Tagen beerdigt worden?"

„Derselbe."

„Wie hängt denn das aber zusammen?"

„Er muß wieder auferstanden sein!"

„So ist er ein Zauberer."

„Er ist ein Neffe Cagliostros."

Und wirklich war es dem Don Philipp, Dank seiner Abstammung von dem berühmten Magier und einer Reihe von drolligen Kunststücken, gelungen, in Neapel sich den Ruf eines Zauberers zu erwerben.

Man that ihm Unrecht! Don Philippe war mehr als das, er war der Neapolitanische Robert Macaire. Der industrieuse Neapolitaner aber hat ein großes Uebergewicht über den industrieusen Franzosen. Der Robert Macaire der Franzosen ist eine Gestalt der Einbildungskraft, eine sociale Fiction, eine philosophische Mythe, während der Neapolitanische Macaire ein Wesen von Fleisch und Blut ist,

eine handgreifliche Individualität, eine sichtbare Excentricität.

Don Philippe ist ein Mann von 35 bis 40 Jahren, mit schwarzem Haar, feurigem Blick, beweglichen Zügen, und raschen vielfachen Geberden. Don Philippe hat alles gelernt, und weiß etwas von allem; er versteht ein wenig von der Rechtsgelehrsamkeit, von der Arzeneikunst, von der Chemie, von der Mathematik, der Astronomie u. s. w., welches zur Folge hatte, daß er, da er sich über der Gesellschaft erhaben sah, in deren Mitte er lebte, den Entschluß faßte, auf Kosten dieser Gesellschaft zu leben.

Don Philippe war zwanzig Jahr alt, als sein Vater starb, er hinterließ ihm gerade Geld genug, um einige Schulden machen zu können. Don Philippe aber war so klug, zu borgen, noch bevor er gänzlich zu Grunde gerichtet war, so daß seine ersten Wechselschulden pünktlich bezahlt wurden; es kam darauf an, seinen Credit festzustellen. Alles in dieser Welt aber hat einmal sein Ende. Ein Tag trat ein, an welchem Don Philippe zur Verfallzeit nicht zu Hause war; man erschien am folgenden Tage wieder, er war bereits ausgegangen, man fragte am Abend wieder nach, er war noch nicht wieder heimgekehrt. Der Wechsel ward protestirt.

Hieraus entstand, daß Don Philippe aus den Händen der Banquiers in die der Geldmäkler überging, und daß er jetzt statt sechs Procent, zwölf Procent jährlich bezahlen mußte.

Nach Verlauf von vier Jahren hatte Don Philippe die Geldmäkler abgenutzt, wie er früher die Banquiers abgenutzt hatte, er sah sich demnach genöthigt, aus den Händen der Geldmäkler in die der Geldwucherer überzugehen. Die neue Bewegung bewerkstelligte sich ohne empfindliche Erschütterung; nur daß er, statt sonst 12, jetzt 50 Procent jährlich bezahlen mußte. Das kümmerte aber Don Philippe nur wenig, welcher nach gerade anfing, ganz und gar nicht mehr zu bezahlen. Hieraus aber entstand, daß er nach zwei Jahren, zu welcher Zeit er ganz nothwendig tausend Thaler brauchte, nur mit großer Mühe einen Juden fand, der endlich einwilligte, ihm diese Summe gegen die kleine Vergütung von 200 Procent zu leihen. Endlich nach einer Reihe von Negociationen, in welchem Don Philippe genöthigt war, alle erfinderischen Hülfsquellen anzuwenden, die der Himmel ihm verliehen hatte, erschien der Abkömmling Isaaks, mit dem bereits ausgeschriebenen Wechsel. Derselbe lautete auf die Summe von 9000 Franks; der Jude brachte 3000 Franks, es

war nichts dagegen einzuwenden, man war dahin übereingekommen.

Don Philippe warf auf denselben einen flüchtigen Blick, griff nachlässig nach seiner Feder, that, als tauche er sie in das Dintefaß, setzte sein Accept und seine Unterschrift unter den Wechsel, streuete über seine Schrift einen blauen Sand und gab dem Juden den Wechsel offen zurück. Dieser untersuchte den Letzteren mit forschendem Auge, Accept und Unterschrift waren mit sehr großen Buchstaben höchst leserlich hingestellt; der Israelit nickte daher zufrieden mit dem Kopfe, legte den Wechsel vorsichtig zusammen und steckte ihn in eine alte Brieftasche, in der er bis zum Verfalltage bleiben sollte, da die Unterschrift des Don Philippe seit geraumer Zeit in Neapel keinen Cours mehr hatte.

Als nun die drei Monate abgelaufen waren, erschien der Jude wieder bei Don Philippe. Gegen seine Gewohnheit war Don Philippe diesmal zu Hause. Gegen die Erwartung des Juden war er sogar zu sprechen. Der Israelit ward zu ihm eingeführt.

„Mein Herr," begann der Jude, indem er seinen Schuldner mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, „Sie werden sich hoffentlich erinnern, daß heut ist der Verfalltag von unserm Wechselchen. Ich denke,

der Herr wird getroffen haben die nöthigen Anstalten zur Zahlung."

„Keineswegs," versetzte Don Philipp, „ich habe mit keiner Sylbe daran gedacht."

„So weiß der Herr, daß ich ihn werde verklagen."

„Immerhin!"

„Weiß auch der Herr, daß eine Wechselklage Gefangennahme nach sich zieht."

„Ich weiß das."

„Damit Sie sich nicht mit Unwissenheit entschuldigen, sage ich Ihnen hiemit, daß ich auf der Stelle meine Klage einreichen werde."

„Thun Sie das."

Der Jude ging brummend fort und ließ Don Philippe verklagen. —

Don Philippe erschien vor dem Tribunal, der Jude brachte seine Klage vor.

„Erkennen Sie diese Schuld an," fragte der Richter.

„Keineswegs," antwortete Don Philippe, „ich weiß auch gar nicht, was der Herr von mir will."

„Zeigen Sie Ihre Papiere vor," sprach der Richter zu dem Juden. Dieser zog aus seiner Brieftasche den Wechsel des Don Philippe hervor und reichte ihn noch immer zusammengefaltet dem Rich-

ter hin. Der Richter überflog das Blatt: „Das ist allerdings, sprach er, ein Wechsel, aber ich sehe darauf weder ein Accept, noch eine Unterschrift.

„Wie?“ fragte der Jude erblassend.

„Sehen Sie selbst,“ fügte der Richter hinzu, und er reichte dem Kläger den Wechsel wieder hin.

Der Jude wäre vor Schrecken fast zu Boden gesunken, das Accept und die Unterschrift waren wie durch einen Zauber verschwunden.

„Nichtswürdiger Betrüger!“ rief der Jude, sich zu Don Philippe wendend, „das sollst Du mir theuer bezahlen.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Felix, im Gegentheil das Zahlen wird Ihr Theil sein,“ versetzte Don Philippe und zum Richter gewandt, fuhr er fort: „Excellenz, Sie wollen gütigst zu Protokoll nehmen lassen, daß ich im Angesicht dieses Tribunals ohne den kleinsten Beweggrund auf schmachvolle Weise insultirt worden bin.“

„Ich kann das nicht verweigern,“ bemerkte der Richter.

Mit dem Auszuge des Protokolls versehen, verklagte Don Philippe nunmehr den Israeliten, und da die Sache klar war, ließ das Urtheil nicht lange auf sich warten. Der Jude ward zu dreimonat-

licher Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße von tausend Thalern verurtheilt.

Jetzt wollen wir das Wunder erklären. Statt die Feder in das Dintefaß zu tauchen, hatte Don Philippe sie nur mit seinem Speichel benetzt, auf diese nasse Unterschrift hatte er den blauen Sand gestreut; der Sand hatte die Buchstaben gebildet, so wie aber der Speichel getrocknet war, war der Sand abgefallen, und mit ihm Accept und Unterschrift verschwunden.

Don Philippe gewann durch dieses Taschenspielerstückchen 6000 Franks, aber er verlor durch dasselbe den Ueberrest seines Credites, der ihm übrigens keine 6000 Franks mehr einbringen konnte. —

Wenn man aber mit tausend Thalern auch noch so sparsam umgeht, sie können dennoch nicht ewig dauern; überdem setzte Don Philippe ein viel zu großes Zutrauen in sein Genie, als daß er seine Sparsamkeit hätte in Geiz ausarten lassen sollen. Er versuchte es, ein andres Anlehn zu negociren, die Geschichte des armen Felix aber hatte zu großes Aufsehn erregt, und obgleich niemand den Juden beklagte, so empfand doch Jedermann den größten Widerwillen mit einem Taschenspieler zu unterhandeln, der seine Unterschrift aus der Tasche seines Gläubigers zu escamotiren verstehe.

Unterdessen war man bis zum Anfang des Aprils gelangt. Der 4. Mai ist in Neapel die Epoche, in welcher stets die Wohnungen gewechselt werden. Don Philippe war seinem Hauseigenthümer den zweimaligen Miethzins schuldig und derselbe erklärte ihm deshalb, daß, wenn er ihn nicht innerhab der nächsten 24 Stunden bezahle, er im Voraus bei dem Richter die nöthigen Anstalten treffen würde, um ihn bei Verfallzeit des dritten Miethzinses aus dem Hause zu treiben.

Der dritte Termin erschien, und da Don Philippe nicht bezahlt hatte, nahm man ihm seine Möbeln weg, und verkaufte sie, bis auf sein eigenes Bett und das einer alten Magd, ein Inventarium seiner Familie, die ihn nicht hatte verlassen wollen, und die getreulich jeden Wechsel seines Schicksals theilte. Am Tage vor dem, an welchem er seine bisherige Wohnung verlassen sollte, machte er sich auf, um sich eine andre aufzusuchen. Das war für ihn keine leichte Aufgabe; er war gar zu sehr berüchtigt in Neapel; fest überzeugt also, daß ihm niemand gutwillig eine Wohnung vermiethen würde, beschloß er, sich solche durch Gewalt oder durch List und Schlauheit zu verschaffen.

Don Philippe kannte ein Haus, das dessen Eigenthümer aus Geiz lieber verfallen ließ, als

daß er an demselben die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen hätte. Zu jeder andern Zeit würde ihm dieses Haus keineswegs seiner würdig erschienen sein, die Widerwärtigkeiten aber hatten Don Philippe sich fügen gelehrt. Er überzeugte sich im Laufe des Tages, daß dieses Haus durchaus nicht bewohnt sei; und als die Nacht hereingebrochen war, packte er mit der alten Magd die beiden Betten auf und wanderte mit ihr der neuen Wohnung zu. Die Thür war verschlossen, aber ein Fenster stand offen. Er schwang sich durch dasselbe hinein, öffnete seiner Begleiterin die Thür, wählte das beste Zimmer für sich, gestattete der Magd, sich gleichfalls eins zu wählen, und eine Stunde darauf hatten sich beide dort häuslich niedergelassen.

Einige Tage darauf fand der alte Geizhals sein Haus, als er dasselbe besuchte, bewohnt. Es war ein glücklicher Umstand für ihn, denn seit zwei oder drei Jahren befand sich dies Gebäude in einem so verfallenen Zustande, daß er es an Niemand vermiethen konnte. Er zog sich demnach zurück, ohne ein einziges Wort zu sagen; nachdem er zuvor die Lage der Dinge durch zwei Nachbarn hatte constatiren lassen.

Als die Zeit der Miethebezahlung gekommen war, erschien Don Bernardo mit dem erwähnten

Dokumente in der Hand. „Mein Herr,“ sprach er, „ich komme, Sie freundlichst um das Geld zu ersuchen, das Sie mir gütigst zuwenden wollen, indem Sie sich ohne mein Vorwissen hier einlogirt haben.“

„Mein lieber charmanter Freund,“ erwiderte Don Philippe, ihm mit großer Herzlichkeit die Hand drückend, „erkundigen Sie sich überall in Neapel, fragen Sie überall nach, wo ich gewohnt habe, ob ich irgendwo die Miethe zahlte, und wenn Sie in ganz Neapel auch nur einen Einzigen finden, der Ihnen darauf eine bejahende Antwort giebt, will ich Ihnen das Doppelte Ihrer Forderung zahlen, so wahr ich Don Philippe Villani heiße.“

Bei diesem allgemein gefürchteten Namen erblaßte der Hauseigenthümer. Bis jetzt hatte er nicht gewußt, welche erlauchte Person in seinem Hause logire. Das Gerücht von den Zaubereien, welche Don Philippe vollbringe, kam ihm wieder in den Sinn, und er glaubte sich nicht blos zu Grunde gerichtet, weil er einen insolventen Miethsmann beherbergt habe, sondern er hielt sich auch für verdammt, weil ein Hexenmeister in seinem Hause geweilt hatte.

Don Bernardo zog sich eiligst zurück, um in dieser bedenklichen Lage einen Entschluß zu fassen.

Wäre er „der hinkende Teufel“ gewesen, er würde das Dach weggehoben haben, da er aber nur ein Geiz-Teufel war, so entschloß er sich, es hinabfallen zu lassen, welches übrigens bei dem verfallenen Zustande des Hauses ohnehin bald von sich selbst geschehen mußte. Es war gerade in der regnichten Jahreszeit, und wenn es in Neapel regnet, so weiß man, mit welcher Freigebigkeit der Himmel seine Tropfen spendet. Der Hausbesitzer zeigte sich auf's neue auf der Schwelle des Hauses.

Gleich unsern Urvätern, welche die Rache des Höchsten verfolgte, der sie sich zu entziehen suchten, war Don Philippe vor der herabströmenden Sündfluth von Zimmer zu Zimmer geflüchtet. Der Hauseigenthümer glaubte anfänglich, daß sein Miethsmann die Absicht habe, auszuziehen, aber er ward bald seiner Täuschung entrissen. Von der Stimme Don Philippes geleitet, erreichte er endlich ein kleines Cabinet, welches dem Regen weniger zugänglich war, als der übrige Theil des Hauses. Dort fand er seinen Miethsmann auf einem Bette liegend, einen Parapluie mit der einen Hand über sich, mit der andern ein Buch haltend, aus welchem er mit lauter Stimme mehrere Verse des Horaz deklamirte.

Der Hausbesitzer hemmte einen Augenblick lang regungslos und schweigend seine Schritte vor dem

Enthusiasten. „Sie wollen also wirklich nicht abziehn?“ fragte er mit schwacher, ängstlicher Stimme.

„Hören Sie an, mein guter Freund, hören Sie mich an mein ehrwürdiger Herr Hauswirth,“ versetzte Don Philippe, indem er sein Buch zuschlug. „Um mich von hier wegzutreiben, müssen Sie mir einen Prozeß machen, so viel ist gewiß, denn ich bin in dem Besitz. Nach einem Monat werde ich verurtheilt auszuziehen, gut, ich appellire. Es vergeht wieder ein Monat, ich werde wieder verurtheilt, ich appellire nochmals. Wieder einige Monate, neue Urtheile, neue Appellation — ein Jahr ist vergangen und Sie haben nichts gewonnen, als das Vergnügen die Prozeßkosten zu bezahlen.“

„Wie, die Kosten ich? die müssen Sie bezahlen!“ schrie der Eigenthümer.

„Allerdings, ich werde dazu verurtheilt werden, Sie aber werden sie bezahlen, denn ich besitze keinen Sous.“

„Das ist leider nur allzurichtig,“ stöhnte der Geizhals.

„Das kann eine Geschichte von 600 Dukaten werden,“ fuhr Don Philippe fort.

„So ungefähr,“ versetzte der Hauswirth, der in der Eile die Kosten für Richter, Advokaten, Abschreiber u. s. w. überschlagen hatte.

„Wohlan, ehrwürdiger Herr Hauswirth, so lassen Sie uns unterhandeln.“

„So lassen Sie einmal hören.“

„Geben Sie mir die Hälfte der Summe, und ich ziehe auf der Stelle freiwillig ab.“

„Wie, ich soll Ihnen dreihundert Dukaten zahlen, während Sie mir den Miethzins zweimal schuldig sind?“

„Sie wollen nicht, auch gut! Ich wollte mich Ihnen nur gefällig erweisen.“

„Unverschämter, mir gefällig!“

„Keine Beleidigungen, ich bitte, mein werther Herr Wirth, Sie wissen, das hat Herrn Felix zu nichts geholfen.“

„Wohlan,“ fuhr der der Geizhals zögernd fort, „so will ich die Hälfte zahlen.“

„Dreihundert Dukaten,“ wiederholte Don Philippe, „keinen Sous weniger, keinen Sous mehr!“

„Nun und nimmermehr!“ schrie der Geizhals.

„Nehmen Sie sich in Acht. Wenn sie wiederkommen, lasse ich mich nicht für diesen Preis finden.“

„Wohlan, so wage ich den Prozeß, und sollte er mich auch Sechshundert Dukaten kosten.“

„Thun Sie das, verehrter Herr, thun Sie das!

„Adieu denn, morgen werden Sie Stempelpapier zu schauen bekommen.“

„Das werde ich erwarten.“

„Gehn Sie zum Teufel!“

„Auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehen.“

Und während Don Bernardo sich wüthend zurückzog, stimmte Don Philippe seine Ode des Horaz wieder an.

Der nächste Tag verging, der nächstfolgende, die ganze Woche schwand dahin, ohne daß Don Philippe irgend eine Citation empfing; im Gegentheil, nach vierzehn Tagen erschien der Hausbesitzer wieder eben so weich und fügsam, als er sich früher drohend und furchtbar gezeigt hatte.

„Mein lieber Miethsmann,“ sprach er, „Sie besitzen eine solche Beredsamkeit, daß man wirklich thun muß, was Sie wollen. Hier sind die dreihundert Dukaten, die Sie verlangt haben, ich hoffe, Sie werden jetzt Ihr Versprechen halten. Sie haben mir zugesagt, daß Sie, wenn ich Ihnen dreihundert Dukaten brächte, sich auf der Stelle freiwillig wegbegeben würden.“

„Ganz recht, wenn Sie sie mir denselben Tag zahlen würden; ich habe aber hinzugefügt, daß, falls Sie zögern sollten, ich das Doppelte verlangen würde. Sie haben gezögert, zahlen Sie mir

also sechshundert Dukaten, lieber Freund, und ich ziehe aus."

„Das ist mein Ruin!"

„Es ist nur der zwanzigste Theil der Summe, die Ihnen gestern für ihr Haus geboten worden."

„Wie! Sie wissen?"

„Daß Mylord Blumfield Ihnen **10000** Thlr. dafür bezahlt.

„Sie sind also ein Zauberer?"

Und das wußten Sie nicht?" fragte Don Philippe.

„Zahlen Sie mir **600** Dukaten, lieber Freund, und ich ziehe aus," fuhr Don Philippe fort.

„Nimmermehr!" sprach der Geizhals.

„Wenn Sie wiederkommen, werde ich **1200** Dukaten verlangen."

„Nehmen Sie Vernunft an. Ich will Ihnen **450** zahlen."

„Sechshundert, Herr Wirth, sechshundert! Bedenken Sie doch, wenn Sie nicht bis morgen mit Mylord Blumfield abschließen, kauft der das Haus ihres würdigen Collegen, des Papa Felix."

„Wohlan, so schreiben Sie mir Ihre Obligation," versetzte der Geizhals, indem er Schreibmaterialien hervorzog. „Sagt man gleich, daß Ihre Unterschrift keinen Werth habe."

„Wie, eine Obligation? Sie wollen sagen eine Quittung.“

„Meinetwegen denn, Ihre Quittung. Sprechen wir nicht weiter davon. Unterzeichnen Sie, hier ist Ihr Geld!“

„Hier Ihre Quittung!“

„Und jetzt,“ nahm der Hauswirth wieder das Wort, indem er auf die Thür deutete.

„Das ist nicht mehr als recht und billig,“ versetzte Don Philippe, indem er sich anschickte, sich zu entfernen.

„Aber Ihre Magd?“

„Maria,“ rief Don Philippe, und die alte Dienerin erschien.

„Maria, ehrliche Haut, wir ziehen aus,“ sprach Don Philippe, nimm meinen Regenschirm, nimm Abschied von unserm ehrwürdigen Hauswirth und folge mir.“

Maria nahm den Regenschirm, verneigte sich gegen den Hauswirth und schritt hinter ihrem Herrn drein.

Am folgenden Tage erwartete der Geizhals den ganzen Tag lang den Besuch des Mylord Blumfield, er wartete auf ihn den nächstfolgenden Tag, die ganze Woche; jedoch vergebens. Mylord Blumfield erschien nicht. Der unglückliche Hausbesitzer forschte

in allen Hotels von Neapel, nirgends kannte man einen Engländer dieses Namens. Eines Abends aber, als er zufällig im Theater Fiorentini war, sah Don Bernardo dort einen Schauspieler, der seinem unauffindbaren Mylord ähnlich war, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Er fragte bei der Direction nach und erfuhr, daß der erwähnte Acteur den Charakter eines Engländers vortrefflich darzustellen wisse. Er erkundigte sich weiter, ob dieser Schauspieler nicht etwa mit Don Philippe in Verbindung stehe, und man sagte ihm, daß sie nicht nur genaue Freunde wären, sondern daß der Acteur dem Don Philippe nichts abschlagen könne, weil der Letztere sein Lob unablässig in dem einzigen literarischen Journal Neapels ausposaune.

Auf diese industrieuse Weise setzte sich Don Philippe in den Stand, sich eine Wohnung miethen zu können, von der er dem Hauseigenthümer die Miethe für den ersten Termin vorausbezahlte. Auch konnte er sich von dem erhaltenen Gelde einige nothwendige Mobilien anschaffen.

Sechshundert Dukaten aber konnten in den Händen eines Mannes, der die Zukunft als die seinige betrachtete, nicht lange vorhalten; die Pünktlichkeit seiner Zahlungsweise hatte ihm wieder einigen Credit verschafft, so daß es ihm, als die 600 Duka-

ten ausgegeben waren, gelang, auf einen Wechsel 150 Dukaten geliehen zu erhalten.

Diese 150 Dukaten wanderten den Weg der übrigen; sie verschwanden, der Wechsel aber blieb. Es giebt zwei Dinge, die niemals verloren gehen: eine Wohlthat und ein Wechsel.

Jeder Wechsel aber hat einen Verfalltag. Der Verfalltag des Wechsels des Don Philippe erschien.

Der Gläubiger erschien, ihm folgte der Huissier, diesem das Urtheil, das am nächsten Tage vollstreckt werden sollte. Am Abend zuvor kehrte Don Philippe nach Hause zurück, beladen mit dem schönsten chinesischen Porcellan, das vormals kostbar, jetzt aber in Stücke zerschmettert war. Mit Hülfe der alten Magd arrangirte er sofort ein Büffet gegen die Eingangsthür, auf dieses Büffet stellte er mühsam sein Porcellan auf, dann legte er sich zu Bette und erwartete ruhig den Erfolg.

Dieser Erfolg war leicht vorauszusehen. Am folgenden Tage um acht Uhr pochte der Huissier an die Thür, niemand antwortete; der Huissier klopfte aufs Neue, dieselbe Stille; er pochte zum dritten Mal, alles wieder still.

Der Huissier zieht sich zurück, um einen Polizei-Commissair und einen Schlosser herbeizuholen. Mit diesen zurückgekehrt, pocht er aufs Neue an, aber

es erfolgt auch jetzt keine Antwort. Der Polizei-Commissair giebt dem Schlosser den Auftrag, die Thür zu öffnen. Der Schlosser steckt den Dietrich in das Schlüsselloch, die Feder hebt sich, dennoch aber widersetzt sich noch etwas dem Oeffnen der Thür.

„Soll ich zustoßen?“ fragte der Schlosser.

„Immerhin,“ antwortete der Polizei-Commissair. Der Schlosser stieß heftig gegen die Thür. — In demselben Augenblicke aber erschallte es im Zimmer, als ob ein ganzer Laden von Steinzeug in Stücke geschlagen werde und ein lautes Geschrei ließ sich vernehmen. „Zu Hülfe, zu Hülfe!“ rief es, „Räuber, Mörder! man will mich ausplündern, mich tödten, ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann!“

Der Commissair trat ein, ihm folgte der Huissier, diesem der Schlosser. Sie fanden Don Philippe, welcher sich das Haar ausraufte, vor seinem, in zahllose Stückchen zerschmetterten, alten Porcellan.

„Unglückselige!“ rief er den Eintretenden entgegen, „was habt Ihr gethan! Ihr habt mir für 2000 Thaler Porcellan zerbrochen.

Das war niedrig taxirt, wäre das Geschirr nicht schon im Voraus zerbrochen gewesen. Das aber wußten weder der Polizei-Commissair, noch der Huissier, sie standen bestürzt da vor den Scherben.

Das Büffet war umgestürzt, das Porzellan lag in Stücken da, sie hatten das Unglück angerichtet. Das Unangenehme ihrer Lage ward durch Don Philippes gränzenlose Verzweiflung noch mehr gesteigert.

Man begreift, daß in diesem Augenblick von keiner Ausführung des Urtheils die Rede sein konnte. Wie hätte man für armselige **150** Dukaten die Mobilien eines Mannes pfänden können, dem man so eben für **2000** Thaler Porzellan zerbrochen hatte! —

Der Polizei-Commissair und der Huissier suchten Don Philippe zu trösten; Don Philippe aber war untröstlich, nicht blos, wie er betheuerte, wegen des Werthes des Porzellans, denn er hatte, wie er sagte, in seinem Leben schon andre Verlüste erduldet, sondern weil er nur der Aufbewahrer desselben gewesen sei. Der Eigenthümer, ein Liebhaber von Seltenheiten, werde das Porzellan reklamiren, er könne es ihm nicht wieder zurückgeben, er sei daher zu Grunde gerichtet, entehrt.

Der Polizeicommissair und der Huissier besprachen sich mit einander. Die Geschichte, ward sie ruchbar, konnte ihnen großen Nachtheil bringen. Das Gesetz gestattete seinen Agenten das Recht, die Mobilien zu saisiren, nicht aber, sie zu zerbrechen.

Sie boten demnach dem Don Philippe die

Summe von 300 Dukaten als Schadenersatz an, so wie ihren Einfluß bei seinem Gläubiger, um eine Prolongation des Wechsels auf einen Monat zu erlangen. Don Philippe zeigte sich gegen den Commissair und den Huissier großmüthig, der wahre Schmerz ist kein Rechenmeister. Er willigte in alles ein, worauf der Polizeicommissair und der Huissier sich zurückzogen, schmerzerfüllt und in dumpfer Verzweiflung.

Der für Don Philipp verlangte Aufschub verstrich indessen, ohne daß, wie man sich leicht denken kann, der Schuldner auch nur im geringsten darauf bedacht gewesen wäre, a conto des Wechsels etwas abzutragen. Hieraus erfolgte, daß Don Philippe, als er eines Morgens das Terrain durchforschte, wie er stets zu thun pflegte, wenn er eine Arrestation zu befürchten hatte, gewahrte, daß die Thür seines Hauses mit Dienern des Gerichts besetzt war. Don Philippe war Philosoph, er beschloß daher, den Tag über daheim zu bleiben, um über den Wechsel des Lebens nachzudenken und von jetzt an nur Abends auszugehen. Ueberdem befand man sich im heißen Sommer, und wer verläßt im heißen Sommer in Neapel sein Haus wohl anders als die Hunde und die Gerichtsdiener? Es vergingen also wohl acht Tage, während welcher

Zeit die Häscher zwar sorgsame, aber fruchtlose Wache hielten.

Am neunten Tage erhob sich wie gewöhnlich, Don Philippe um zehn Uhr von seinem Lager. Don Philippe war sehr träge geworden, seitdem er nicht mehr ausging. Er blickte durchs Fenster, die Straße war frei, kein einziger Gerichtsdiener zeigte sich; Don Philippe aber kannte die Vigilanz seines Feindes zu gut, um sich so ganz ohne Ursache auf einmal von ihm befreit zu halten. Wo konnten seine Verfolger verborgen sein, um über ihn herzufallen, so wie er, nach Sonne und Luft verlangend, sein Haus verlassen würde? Oder suchten sie vielleicht bei dem Präsidenten um eine Erlaubniß nach, ihn in seiner Wohnung zu arretiren? Die Gefahr ward dringend, also seiner würdig, und er beschloß derselben mit seinem ganzen Genie entgegenzutreten.

Don Philippe war einer jener geschickten Generäle, die nie eine Schlacht wagen, wenn sie nicht im Voraus überzeugt sind, sie zu gewinnen, die aber zur rechter Zeit, wie Fabius, zu temporisiren, oder wie Hannibal, schlau zu verfahren verstehn. Diesmal galt es nicht zu kämpfen, es galt zu fliehen. Diesmal kam es darauf an, eine unantastbare Zufluchtsstätte zu finden, er mußte eine Kirche zu erreichen suchen; eine Kirche in Neapel, der

sichere Schutzort für die Diebe, die Mörder, und selbst für die Schuldner.

Aber eine Kirche zu erreichen, war keine leichte Aufgabe. Die nächste Kirche stand wenigstens 600 Schritte weit entfernt. Es giebt, wie wir bereits erzählten, ein Buch: „Neapel ohne Sonne," aber es giebt keines, was den Titel führt: „Neapel ohne Häscher." Da ersteigt in seinem Gehirn plötzlich ein großer Gedanke. Am Abend zuvor hatte sich seine alte Magd etwas unwohl gefühlt; er begiebt sich in ihre Kammer, findet sie im Bett, nähert sich ihr und fühlt ihren Puls. „Maria," sprach er kopfschüttelnd, „arme Maria, es steht also heute mit Dir schlimmer als gestern?"

„Nicht doch, Excellenz," antwortete die Alte, „es geht weit besser, und ich wollte so eben aufstehen."

„Um Gotteswillen nicht, gute Maria, das gebe ich durchaus nicht zu, Dein Puls geht so schwach, unregelmäßig, Du bist schlechter."

Wie, Excellenza, so wäre mein Zustand gefährlich?" fragte erschrocken die Magd.

„Gefährlich, gute Maria! für einen Philosophen ist alles gefährlich, für einen Christen aber ist alles wünschenswerth, selbst der Tod, der den Philosophen mit Schrecken, den Christen aber mit

Freude erfüllt. Der Philosoph sucht ihm zu entfliehen, der Christ bestrebt sich, sich auf ihn vorzubereiten."

„Glauben Sie, mein Herr, daß es an der Zeit sei, auch an das Heil meiner Seele zu denken?"

„Daran muß man immer denken, meine gute Marie, das ist das sicherste Mittel nicht vom Tode überrascht zu werden."

„Ich soll also jetzt dazu thun?"

„Nicht doch, nicht doch, so weit ist es noch nicht mit Dir. An Deiner Stelle aber, gute Maria, würde ich nach dem heiligen Abendmahl schicken."

„Ach mein Gott, mein Gott!" jammerte die Alte.

„Faße Muth, gute Maria. Thust Du es nicht um Deinetwillen, thue es mir zu Liebe. Ich bin ängstlich, unruhig; das würde mich beruhigen, auf meine Ehre!"

„Ja, ja, ich fühle mich in der That recht krank," stöhnte die alte Magd.

„Da siehst Du, daß ich Recht habe."

„Wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist."

„Nicht doch, aber wir dürfen keine Zeit verlieren."

„Keinen Augenblick! das Abendmahl, das Abendmahl, mein lieber Herr!

„Sogleich, gute Marie, sogleich!“

„Der kleine Knabe des Portiers ward unverzüglich fortgeschickt und zehn Minuten darauf hörte man schon das Glöcklein des Sakristans. Don Philippe faßte neuen Muth.

Die alte Magd verrichtete ihre Andacht mit einer Frömmigkeit und einer Ergebung, welche alle Anwesenden erbauten. Nach der Ceremonie erfaßte ihr Herr, der während derselben, nicht von ihrem Lager gewichen war, einen Stab des Thronhimmels, um die Prozession in die Kirche zurück zu geleiten.

Vor der Hausthür standen die Gerichtsdiener, welche mit dem Befehl in der Hand so eben angelangt waren, um ihn in seiner Wohnung zu arretiren. Bei dem Anblick des heiligen Sacramentes, sanken sie nieder auf ihre Kniee und sahen zuvörderst den Sacristan mit seiner Klingel voranschreiten; dann folgten zwei Lazzaroni als Engel gekleidet, dann die Arbeiter der Gemeinde, Paarweise, jeder eine Kerze in der Hand tragend. Dann kam der Priester, der das heilige Sacrament trug; und alsdann ihr Schuldner, der ihnen entschlüpfte, indem er den Stab des Thronhimmels mit beiden Händen gefaßt hielt, und mit lauter Stimme das Tedeum laudamus sang.

In der Kirche angelangt und sich in völliger Sicherheit wissend, schrieb er sofort an die gute Marie, und benachrichtigte sie, daß sie durchaus nicht kränker sei, als er selbst und daß sie unverzüglich zu ihm eilen solle. — Eine Stunde darauf war das würdige Paar wieder vereinigt.

Der Gläubiger fand nichts als vier Stühle, ein Büffet und vier Körbe mit zerbrochenem Porzellan angefüllt; dies alles ward öffentlich für zehn Carlinen verkauft.

Don Philippe bedurfte übrigens in diesem Augenblick keiner Mobilien, er hatte möblirte Wohnung gefunden. Sein Freund der Schauspieler, welcher den Engländer so trefflich darzustellen wußte, war plötzlich zum Millionair geworden, durch eine jener Launen der Glücksgöttin, die eben so sehr überraschen als erfreuen. Ein enorm reicher Engländer, welcher sein Vaterland verlassen und den Spleen hatte, war, wie alle Engländer nach Neapel gekommen. Er hatte den Polichinell geschauet, aber er hatte nicht gelacht.

Der reiche Engländer hatte die Predigt der Capuziner mit angehört — er hatte nicht gelacht. Er hatte den Wundern des heiligen Januarius beigewohnt — er hatte nicht gelacht. Sein Arzt hatte ihn aufgegeben.

Da fiel ihm eines Abends ein, das Theater Fiorentini zu besuchen. Man gab eine Uebersetzung des Stücks: „Die Engländer zum Lachen," von dem Illustrissimo Signor Scribe. In Italien ist alles von Scribe. Ich sah dort das Trauerspiel „Marino Falieri" von Scribe; „Lucrezia Borgia" von Scribe; „den Antonin' von Scribe; und als ich abreiste, anoncirte man den „Glöckner von Notre Dame" von Scribe.

Der kranke Britte war also in's Theater gegangen, um die Aufführung der „Engländer zum Lachen" mit anzusehen, und bei dem Anblicke Lelios (so nannte sich der Freund Don Philippes) welcher eine der beiden Damen repräsentirte, hatte unser Engländer so unmäßig gelacht, daß sein Arzt anfänglich befürchtete, er werde ersticken.

Am folgenden Tage hatte er sich wieder in dasselbe Theater begeben; man spielte „die beiden Engländer von Scribe" und der Britte mit dem Spleen lachte noch mehr als am vergangenen Abend.

Am nächsten Tage unterließ der Reconvalescent nicht, ferner ein Mittel anzuwenden, das ihm so wohlzuthun schien. Er begab sich zum dritten Male in das Theater Fiorentini. Er sah den

„Murrkopf" von Scribe, und er hatte noch mehr gelacht, als an den vergangenen Tagen.

Hieraus entstand, daß der Engländer, der weder aß noch trank, nach und nach Hunger und Durst wieder bekam, und zwar in einem Grade, daß er drei Monate darauf an einer Indigestion starb. Aus Erkenntlichkeit hatte der würdige Insulaner dem Lelio, der ihn curirt hatte, eine jährliche Rente von 3000 Lstrl hinterlassen, auf welche Weise, wie schon gesagt, Lelio zum Millionair geworden war. Er hatte sich natürlich sogleich vom Theater zurückgezogen, nannte sich Don Lelio, und hatte das erste Stockwerk in dem schönsten Pallast der Straße Toledo gemiethet; von wo aus er, eingedenk seiner Freundschaftspflicht, sich beeilt hatte dem Don Philippe Villani eine Wohnung anzubieten. Dies ihm erst am Abend zuvor gewordene Anerbieten machte Don Philippe gleichgültig gegen den Verlust seiner armseligen Mobilien.

Ein Jahr verging nunmehr, ohne daß man von Don Philippe Villani auch nur im geringsten sprechen hörte. Einige behaupteten, er sei nach Frankreich gegangen, um dort Unternehmer von Eisenbahnen zu werden; andre meinten, er habe sich nach England begeben, um dort eine neue Gasart zu erfinden. Niemand aber konnte mit Bestimmtheit

angeben, was aus Don Philippe Villani geworden sei; da empfing plötzlich am 15. November 1833 die Brüderschaft der Pilger folgende Notiz:

„Da Don Philippe Villani am Spleen verstorben ist, so wird die ehrwürdige Brüderschaft der Pilger hiemit aufgefordert, das Nöthige zu seinem Begräbnisse zu veranstalten.“

Damit unsere geschätzten Leser den Sinn dieser Aufforderung begreifen, ist es nothwendig, in der Kürze zu berichten, auf welche Weise in Neapel die Leichenbegängnisse stattfinden.

Eine alte Gewohnheit will, daß die Todten in der Kirche beerdigt werden. Das ist ungesund, daraus entsteht die Aria cattiva, die Pest, die Cholera, das schadet aber nichts, die Gewohnheit will es so, und von einem Ende der Welt bis zum andern neigt man sich vor diesem Worte.

Die adlichen Familien besitzen erbliche Kapellen, die mit Marmor und Gold ausgeschmückt und mit Gemälden von Dominiquino, Andrea des Sarto, und Ribeira verziert sind. Das Volk wird, Männer und Weiber, Kinder und Greise bunt durcheinander in das allgemeine Grab, in der Mitte des Schiffs der Kirche, geworfen. Die Armen werden auf einem Karren nach dem Campo Santo geschleppt.

Es ist das härteste aller Mißgeschicke, die aller=

größte Erniedrigung, die grausamste Strafe, welche man diesen Armen auferlegen kann, die während ihres ganzen Lebens mit einem Elende gerungen haben, dessen Gewicht sie erst nach ihrem Tode fühlen. Jedermann sucht also schon bei seiner Lebenszeit sich, wenn es irgend möglich ist, diesem ihn öffentlich zu einem der Armuth Angehörenden stempelnden Begräbnisse auf dem Campo Santo zu entziehen. Daraus entstehen die Associationen hinsichtlich ihrer Begräbnisse zwischen den Bürgern und die gegenseitigen nicht Lebens- sondern Todesassecuranzen.

Folgendermaßen lauten die gewöhnlichen Formalitäten, die bei den Todtenklubbs in dem fröhlichen Neapel beobachtet werden müssen. Ein Mitglied schlägt den Neophiten vor, der zum Bruder aufgenommen wird, und zwar, indem man insgeheim über ihn abstimmt. Von diesem Augenblick an verfügt sich derselbe, so wie er sich einer Andachtsübung hingeben will, in die Kirche seiner Brüderschaft, die er jetzt als seine Gemeinde anerkennt; sie muß ihm gegen eine kleine Vergütung das Abendmahl reichen, und ihn confirmiren, verheirathen, ja zuletzt begraben lassen; und zwar dies alles gratis und prachtvoll.

Die Verwandten haben sich alsdann um nichts zu bekümmern und nichts zu thun als den Verstorbenen mehr oder weniger zu beweinen. Die Brüder-

schaft bestreitet alle Kosten, übernimmt jede Mühe. Der Leichnam wird prachtvoll in die Kirche getragen; man legt ihn in ein besonderes Grab, das man mit seinem Namen bezeichnet, auch wird darauf sein Geburtstag wie sein Todestag bemerkt, nebst einigen Zeilen Tugenden, nach Angabe seiner Verwandten.

Ein ganzes Jahr lang wird täglich für die Ruhe seiner Seele eine Messe gelesen. Das ist aber noch nicht alles, am 2. November werden die Catakomben aller Brüderschaften dem Publikum geöffnet, und die Kirchen werden mit schwarzem Sammt behängt.

Ferner verbreiten Blumen und Weihrauch die lieblichsten Düfte, und die Begräbnißorte sind alsdann hell erleuchtet, wie das Theater San Carlo an Gallatagen. Dann hebt man die Skelette derjenigen Brüder empor, die in den letzten Jahren verstorben sind, man legt ihnen ihre besten Kleider an und placirt sie in zu diesem Ende angebrachte Nischen. Auf diese Weise empfangen sie die Besuche ihrer Verwandten, die stolz darauf, mit ihren Bekannten erscheinen. Dann erst begräbt man sie vollständig in einem mit Orangenbäumen geschmückten Garten, den man Terra Santa nennt.

Es giebt Brüderschaften für Adlige und für Bürgerliche; die Brüderschaft der Pilger aber macht

keine Ausnahmen, sondern umschließt beide Stände; und diese war es, der sich Don Philippe Villani anschloß; er hatte die Wichtigkeit, diesem Verein einverleibt zu bleiben, dergestalt eingesehen, daß er, trotz seines ausschweifenden Lebens, demselben dennoch seinen kleinen jährlichen Beitrag auf das pünktlichste bezahlt hatte.

Man war daher wohl bekümmert aber nicht erstaunt, als man in dem Bureau der Brüderschaft die Kunde von dem Ableben des Don Philippe und die Aufforderung empfing, für sein Begräbniß Sorge zu tragen.

Die Wahl eines Vorstehers der Gesellschaft war in diesem Jahre auf einen Kaufmann gefallen, der wegen seiner Frömmigkeit berühmt war. Ihm lag es also ob, die nöthigen Befehle zu der Beerdigung des Don Philippe Villani zu ertheilen; er sandte also seine Arbeiter nach No. 15 in der Straße Toledo, der letzten Wohnung des Verstorbenen. Er berief die Brüder zusammen und gebot dem Caplan, sich bereit zu halten. Vierundzwanzig Stunden nach seinem Ableben begab sich demnach der Zug nach der Wohnung des Don Philippe. Ein Graf, aus einer der ältesten adligen Familien gewählt, schritt voran; ihm folgten die Brüder paarweise wie rothe Büßende gekleidet, und hinter ihnen ward von 12

rüstigen Trägern ein Sarg von massivem Silber getragen, den ein rothsammtner, reichgestickter Teppich bedeckte. Hinter dem Sarge schritt der Vorsteher allein, das Zeichen seiner Würde, einen Stab von Ebenholz mit elfenbeinernem Knopf, in der Hand haltend, einher. Die Prozession ward durch die Armen des heiligen Januarius geschlossen.

Der Zug langte wohlbehalten vor dem Hause No. 15 in der Straße Toledo an; hier machte er Halt. Vier Träger stiegen hinauf in das erste Stockwerk, nahmen den Sarg, trugen ihn hinab und stellten ihn in den silbernen Sarg. Alsobald stieß der Vorsteher mit seinem Stabe auf die Erde, der Zug setzte sich in Bewegung und zog langsam hinein in die Kirche der Pilger.

Am folgenden Tage begab sich der Präsident, dessen bürgerliches Geschäft, beiläufig gesagt, in einem Handel mit Stockfischen bestand, nach vollbrachtem Tagewerk zu seinem gewöhnlichen Spaziergange nach dem Molo, wobei er ein De profundis für die Seele des Don Philippe vor sich hinmurmelte. Als er aber um die Ecke der Straße San Giacomo bog, gewahrte er plötzlich einen Mann, der eine so große Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen hatte, daß er bestürzt seine Schritte hemmte. So wie der Mann näher kam, ward auch die Aehnlich-

keit immer auffallender; als er aber nur noch einige Schritte entfernt war, schwand jeder Zweifel, es war niemand anders, als der Geist Don Philippe Villanis.

„Guten Tag, mein lieber Vorsteher," sprach der Geist mit einem Lächeln.

„In nomine patris et filii et spiritus sancti!" murmelte der Stockfischhändler.

„Amen," antwortete das Gespenst.

„Weiche von mir, Satan," rief der Vorgesetzte der Brüderschaft der Pilger.

„Mit wem haben Sie es denn, lieber Freund?" fragte der Geist des Don Philippe, indem er um sich schaute, so als suche er jemand, an dem diese Worte gerichtet sein konnten.

„Hebe Dich hinweg, Seele," fuhr der Präsident fort, „und ich gelobe Dir, Seelenmessen für Deine Ruhe lesen zu lassen."

„Ich bedarf Deiner Seelenmessen nicht," entgegnete die Erscheinung. „Willst Du mir aber das Geld geben, was sie Dich kosten würden, so würde es mir sehr angenehm sein."

„Ja, ja, es ist richtig sein Geist," sprach der Kaufmann, „er kehrt noch aus der andern Welt zurück, um Geld zu borgen."

„Wen meint Ihr?" fragte das Gespenst.

„Don Philippe Villani."

„Und wer soll ich denn sonst sein?"

„Verzeiht mir, lieber Bruder," entgegnete der Stockfischhändler zitternd, „und gestattet mir die Frage, wo Ihr wohnt, oder eigentlich — wo Ihr gewohnt habt?"

„Ei, wo anders, als in der Straße Toledo. Doch weshalb richtet Ihr diese Frage an mich?"

„Weil man uns vor drei Tagen Euren Tod angezeigt hat. Wir haben uns in Eure Wohnung verfügt, haben Euren Sarg in den Catafalk gestellt, haben Euch in die Kirche gebracht und Euch dort beerdigt."

„Ich danke für diese Gefälligkeit," antwortete Don Philippe.

„Aber wie geht es zu, daß ich Euch, der Ihr vor drei Tagen gestorben und gestern feierlich begraben worden seid, heute hier begegne?"

„Das kommt daher, weil ich wieder auferstanden bin," lachte Don Philippe; und indem er den Stockfischhändler vertraulich auf die Achsel schlug, setzte er seinen Weg fort. Der Kaufmann blieb regungslos noch zehn Minuten auf seinem Platze, und schaute mit starrem Blicke dem Don Philippe nach, der um die Ecke der Straße Toledo verschwand.

Der erste Gedanke des Präsidenten der Brüder=

schaft war, daß Gott ein Wunder zu Gunsten des Don Philippe habe geschehen lassen, als er aber weiter darüber nachdachte, schien ihm die Wahl des Ewigen so unwahrscheinlich, daß er noch an demselben Abend das Capitel zusammen berief, um demselben mitzutheilen, was sich ereignet hatte.

Von den zehn Personen, aus denen das Capitel bestand, schienen neun geneigt, das Wunder zu glauben, die zehnte aber schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie bezweifeln aber doch nicht etwa meine Aussage?“ fragte der Vorsteher der Brüderschaft.

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte der Ungläubige, „aber ich kann mir nicht helfen, ich glaube nun einmal nicht an Gespenster, und da dies alles nichts als ein neuer Geniestreich des Don Philippe Villani sein kann, so geht mein Vorschlag dahin, daß wir ihn, bis wir weitere Nachrichten eingezogen haben, vorläufig verklagen lassen, auf Erstattung der Kosten u. s. w., weil er sich hat begraben lassen, ohne gestorben zu sein.“

Am folgenden Tage ward dem zufolge bei dem Portier im Hause No. 15 in der Straße Toledo eine Citation abgereicht, welche folgendermaßen lautete: „Im Jahre 1835, am 18 November, auf Antrag der ehrwürdigen Brüderschaft der Pilger fordere ich, unterzeichneter Huissier bei dem Civiltribunale

zu Neapel, den verstorbenen Don Philippe Villani, der am 15. desselben Monats verschieden ist, auf, innerhalb acht Tagen vor dem erwähnten Tribunal zu erscheinen, um auf den Weg rechtens seinen Tod zu beweisen, widrigenfalls er verurtheilt werden wird, der ehrwürdigen Brüderschaft hundert Dukaten als Schadenersatz, sammt den Begräbniß- und Proceßkosten zu bezahlen."

Es war gerade an dem Tage, an welchem dieser Proceß verhandelt werden sollte, als wir die Straße Forcella besuchten und wo eine große Menschenmenge zusammengeströmt war, um der Verhandlung beizuwohnen. Die Pforten geöffnet, wogte die Menge hinein in den Audienzsaal und wir folgten. Jedermann glaubte, daß der Verstorbene wegen Nichterscheinens verurtheilt werden würde, jedermann aber hatte sich geirrt. Der Verstorbene erschien zum großen Erstaunen der Versammlung, die ihm Platz machte, so wie sie ihn gewahrte. Don Philippe näherte sich mit jenen feierlichen Schritten, die einem Gespenste geziemen.

Vor dem Tribunale angelangt, verbeugte Don Philippe sich ehrerbietig und sprach:

„Mein Herr Präsident, ich bin nicht todt, sondern einer meiner Freunde starb, bei dem ich wohnte. Seine Wittwe beauftragte mich, für seine Beerdi-

gung zu sorgen, und da ich in jenem Augenblicke mehr des Geldes als des Begräbnisses bedurfte, so habe ich ihn statt meiner begraben lassen. Was verlangt die ehrwürdige Brüderschaft? Ich hatte Anspruch auf ein Begräbniß, nun gut, sie hat mich begraben. Mein Name stand auf ihrer Liste, sie hat ihn ausgestrichen. Wir sind also quitt. Ich hatte nichts mehr zu verkaufen, da habe ich also mein Begräbniß verkauft.“ —

Wirklich war der arme Lelio, der so manchen zum Lachen gebracht hatte, selbst am Spleen gestorben, und er war es, den die ehrwürdige Brüderschaft der Pilger statt des Don Philippe beerdigt hatte. Der Letztere ward freigesprochen zur großen Freude der Versammlung, die ihn im Triumphe auf ihren Schultern bis zur Pforte des Hauses No. 15 in der Straße Toledo trug.

Als wir Neapel verließen, hatte sich das Gerücht verbreitet, Don Philippe Villani werde sich mit der Wittwe seines ebengenannten Freundes, oder vielmehr mit ihren 3000 Lstrl. verheirathen.

Gedruckt bei J. W. Wörmer. (Jacobi-Kirchhof Nr. 27.)

